

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltenen Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. Januar l. J. eröffnen wir ein neues Abonnement auf das
„Berliner Volksblatt“
 mit der wöchentlichen Gratis-Beilage
„Illustrirtes Sonntagsblatt“.

Wir blicken nunmehr auf ein Bestehen von dreiviertel Jahren zurück, und der Anklang, den unser Blatt überall gefunden hat, beweist, daß wir uns mit den Ansichten unserer Leser vollständig in Uebereinstimmung befinden.

Wir werden vom 1. Januar l. J. ab vor allen Dingen unsere Aufmerksamkeit den parlamentarischen Vorgängen widmen; wir werden die Berichte aus den gesetzgebenden Körperschaften so ausführlich bringen, daß wir mit den größten Berliner Zeitungen erfolgreich zu konkurrieren im Stande sind.

Der Abonnementspreis beträgt für Berlin wie bisher 4 Mark pro Quartal, 1,35 pro Monat, 35 Pf. pro Woche.

Bestellungen nehmen sämtliche Expeditionen, sowie die Expedition dieser Zeitung an. Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für das nächste Quartal zum Preise von 4 Mark entgegen.

Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Theil des fesselnden Romans

„Gesucht und gefunden“

gegen Vorgehung resp. Einzahlung der Abonnements-Quittung in unserer Expedition

Zimmerstraße 44,

in einem Separatabzuge gratis und franco nachgeliefert.

Probennummern stehen den Freunden unserer Zeitung selbst in größerer Anzahl stets zur Verfügung. Wir bitten hieron recht ausgiebigen Gebrauch zu machen, damit das „Berliner Volksblatt“ in immer weiteren Kreisen Eingang finde.

Zum Leipziger Anarchisten-Prozess.

Es ist wieder ein merkwürdiges Bild, das sich da im Saale des Reichsgerichts zu Leipzig den Blicken des staunensvollsten Publikums darbietet! Unsere Zeit ist wirklich nicht arm an räthselhaften und geheimnißvollen Erscheinungen; allein es tauchen immer noch deren neue auf und sie werden immer seltsamer und räthselhafter.

Da sehen wir denn auf der Anklagebank acht Menschen, die beschuldigt sind, an jener, man kann sagen, unterirdischen Propaganda Theil genommen zu haben, deren Wirkungen da und dort in Form von Explosionen zu Tage getreten sind. Wie häufig bei solchen Dingen, besteht die Mehrzahl

der Angeklagten aus unselbstständigen, fast möchte man sagen, schwachen Leuten, die Alle sich unter den energischen Willen eines Einzelnen beugen, der eine Diktatur im vollsten Sinne des Wortes ausübt. Er ordnet an, sie gehorchen blindlings und scheinen der Gefahren, in die sie sich begeben haben, kaum ihrem ganzen Umfange sich bewußt gewesen zu sein.

Der Eine, der mit seinem Willen die Anderen gelenkt hat, erscheint als der Typus eines finsternen Fanatikers. Es ist nicht der Fanatismus im großen Stille, der zu einer edlen Aufopferung fähig ist, es ist der Fanatismus eines Menschen, der von einem wahnwitzigen Hasse gegen Alles, was besteht, erfüllt ist, und der diesem Hasse mit allen Mitteln Luft macht. Und Luft muß gemacht werden. Als das große, auf dem Niederwald geplante Attentat mißlungen ist, so wird noch der Versuch gemacht, in einer Restauration einige Menschenleben zu vernichten, indem man sich nicht scheut, inmitten einer großen Menschenmenge einige Dynamitpatronen explodiren zu lassen. Es hat den Anschein, als wollten diese Fanatiker manchmal morden um des Wortes willen. Und das ist eben, was uns noch räthselhaft erscheint. Wir können noch nicht recht glauben, daß es wirklich Leute giebt, die bei vollem Verstande und bei ruhiger Ueberlegung dies thun können; wir halten eine Störung des Geistes immer noch nicht für ganz ausgeschlossen. Man denke daran, daß der in Wien hingerichtete Stellmacher den Bankier Eifer und dessen Kinder auf die rohste Weise ermordete und vor Gericht Thänen vergoß, als er von dem Oelnd der Arbeiter sprach. Kann ein solcher Mensch bei gesunder Vernunft sein?

Wir haben uns über die anarchischen „Theorien“ an dieser Stelle schon des Ofteren ausgesprochen. Diese Theorie leidet an der Eigenthümlichkeit, daß ihre eigenen Anhänger sie nicht zu verstehen scheinen. Es mag Leute geben, die unter „Anarchie“ nur das verstehen, daß man seinen Gegnern mit Dynamit zu Leibe geht. Wie viele von den Verführten mögen aber die wahnwitzigen Theorien von der Abschaffung des Staates, von der Auflösung der Gesellschaft in produzierende und konsumierende Gruppen nachgedacht haben! Und was der Hauptangeklagte an theoretischen Ausführungen zu Tage förderte, was war es anders als ein gänzlich unreiches und konfuse Gemisch unverständlicher „Ideen“?

Der Grundzug des anarchischen „Gedankens“ ist wieder unverkennbar zu Tage getreten, nämlich die Theorie von der „Autonomie des Individuums“, wie die Theoretiker des Anarchismus sie bezeichnen, mit anderen Worten die Theorie, daß jedem Einzelnen volle Freiheit seines Willens gewährt werden müsse. Hier läuft die „Theorie“ direkt in die Narrheit hinüber. Kann man

denn wirklich annehmen, daß eine Gemeinschaft von Menschen überhaupt bestehen könnte, wenn volle Autonomie des Individuums bestände? Selbst wenn man annehmen wollte, daß alle Menschen in einem Gemeinwesen die denkbar höchste Bildung erreicht hätten, ja wenn, wie der Hauptangeklagte in dem Leipziger Prozesse sich ausdrückte, jeder Arbeiter so gebildet wäre wie ein Gelehrter — könnte man daraus den Schluß ziehen, daß die Menschen ohne allgemeine Vorschriften leben könnten, welche den Einzelnen nötigen, seine Handlungen mehr oder weniger mit dem Interesse der Gesamtheit in Einklang zu bringen? Die alten Griechen trauten eine solche Vollkommenheit nicht einmal ihren Göttern zu.

Dadurch unterscheidet sich eben der Mensch vom Thier, daß er sich eines gemeinsamen Interesses, dem sich der Einzelne unterordnen muß, bewußt ist. Bei den rohesten Nomadenhorden finden wir Verständnis für das Interesse der Gemeintheit, Unterordnung mehr oder weniger unter allgemeine Normen in Form von Sitten und Gebräuchen oder Gesetzen. Und nun tauchen mitten aus der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts in Europa Menschen auf, die an Stelle des Gemeininteresses die „Autonomie des Individuums“ setzen wollen! Zum Zeichen, daß sie es mit diesem Wahnwitz ernst nehmen, suchen sie den Gegner, der ihnen hinderlich scheint, mit Dynamit zu beseitigen.

Welch eine grauenhafte Verirrung des Geistes! Es giebt also Leute, denen die ganze geistige Kulturarbeit von Jahrtausenden gar nichts bedeutet gegenüber der zerstörenden Kraft moderner Sprengstoffe! Wenn dies das Endergebnis aller menschlichen Gedankenarbeit wäre! Die ganze Menschheitsgeschichte mit allem Fortschritt wäre nur ein trügerischer Traum gewesen.

Stücker Weise bleibt uns die Gewißheit, daß der menschliche Geist die gestaltende Macht in der Entwicklung der Menschheit ist und nicht das Dynamit!

Politische Uebersicht.

Der Bundesrath wird sich noch in dieser Woche bis zum 8. Januar vertagen; wie es heißt, so schreibt man, ständen ihm bei dem Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeiten sehr wichtige Sitzungen bevor. Es werden zu denselben auch die nicht in Berlin wohnhaften Mitglieder des Bundesraths hier erwartet. — Der Reichstag verlegt sich bis zum 8. Januar l. J. Vom 15. Januar ab wird er neben dem Landtage arbeiten. Die Einberufung desselben zum 15. Januar ist beschlossen. Dem Landtage wird zunächst der Staatshaushaltsetat unterbreitet. Im Uebrigen sollen ihm nur die allerdringendsten Vorlagen zugehen, damit die Session, die letzte der Legislaturperiode, so weit wie möglich abgekürzt werde. Diese Absicht könnte indessen aufgegeben werden, falls man sich entschließt,

ihres Mannes lieben kann. Ich glaube, sie würde einverstanden sein, wenn ich Dir den Dienst leiste!“

„Daß nur Deine Frau ein wenig schmolle, das vergeht wieder! Es ist sogar gut, wenn man die Frauen daran gewöhnt, sich um die Angelegenheiten ihrer Männer weniger zu kümmern; das befähigt die Autorität des Mannes im Hause. Wenn das Schmolle vorüber ist, so wirst Du an Ansehen bedeutend gewonnen haben.“

„Es ist möglich, daß das der Fall ist,“ antwortete Georg Kleinmüthig. „Doch weiß ich nicht, ob ich einen guten Tausch mache, wenn ich für höhere häusliche Autorität das bisherige Vertrauen meiner Gattin verliere.“

Der Schatten, der sich in dem kleinen Kreise der Familie Amberg eingeschlichen, verschwand, als am Nachmittage Fräulein Lucie Rodenburg sich zum Besuche einfand. Räthchen und ihr Schwager waren allein, denn Georg war bereits in seinem Komtoir.

Der väterliche Freund empfing die Waise liebevoll und zärtlich, fast wie ein wirklicher Vater, so daß auch Räthchen fast ganz mit ihm ausgeföhnt war.

Es freute sie dieser Zug von uneigennütziger Theilnahme und sie dachte, wie Lucie vorhin gedacht hatte, man habe Amberg doch wohl Unrecht gethan, als man ihn im Verdacht hatte, die Waise aus ihrem Asyl verdrängt zu haben.

Nachdem sie ein halbes Stündchen zusammen geplaudert, forderte Amberg zu einer kleinen Spazierfahrt durch den Thiergarten auf.

Räthchen konnte an derselben nicht theilnehmen, da sie ja die Vorbereitungen zum Abendessen zu treffen hatte und es nicht hätte verantworten können, wenn ihr Mann am Abend nach Hause käme und nicht Alles so vorbereitet fände, wie sonst.

Lucie sah nichts Arges darin, ihren angeblichen Freund zu begleiten. Amberg stieg also mit ihr in den von ihm gemiethten recht eleganten Wagen.

Ihre Unschuld ermittelt werden könnte. Ich bedaure sehr, nicht sogleich Rücksprache mit Ihnen nehmen zu können. Mein Bruder erwartet mich ohne Zweifel, mit dem ich ebenfalls noch eine Angelegenheit zu besprechen habe, denn auch er bedarf meiner. Darum entschuldigen Sie mich, wenn ich mich jetzt verabschiede; ich erwarte indessen diesen Nachmittag Ihren Besuch.“

Im Hause Georg Amberg's war man Paul's Ausbleibens wegen bereits sehr besorgt gewesen. Seine Ankunft bereitete ihnen daher eine freudige Ueberraschung.

Während des Mittagessens war Amberg wieder der joviale Gesellschafter wie sonst. Seiner feinen Beobachtungsgabe entging es aber nicht, daß zwischen den beiden Gatten etwas vorgefallen sein mußte. Ein leiser Miskton klang in diese noch nie gestörte Harmonie.

Räthchen war aufmerksam, zärtlich, besorgt für ihren Gatten wie immer, und doch lag zuweilen etwas so Trauriges in ihrem Blicke, ja, ein leiser Vorwurf war in demselben zu erkennen, und ihr Benehmen gegen Paul Amberg war auch nicht mehr das herzliche Entgegenkommen, wie gestern. Dieser glaubte vielmehr zu erkennen, daß sie irgend etwas gegen ihn habe, was sie sich ihres Gatten wegen auszusprechen scheue.

Als Räthchen nach Beendigung des Mittagmahls, durch häusliche Pflichten veranlaßt, das Zimmer verließ, richtete er daher an seinen Bruder die Frage:

„Du hast doch Deiner Frau nicht etwa gesagt...?“

„Ich habe ihr nichts gesagt!“ antwortete Georg nieder-geschlagen; „aber sie hat doch bemerkt, daß ich etwas auf dem Herzen habe.“

„Das kommt mir fast auch so vor! Hat sie etwa versucht, Dich auszuforschen?“

„O nein, dazu ist Räthchen zu zartfühlend! Sie drängt sich nicht in meine Geheimnisse, und um so mehr quält es mich, daß ich etwas vor ihr verheimlichen muß. Ich kann Dir nicht sagen, Paul, wie unglücklich es mich macht, und es würde am besten sein, glaube mir, wenn ich Räthchen zur Mitwisserin machte. Sie hat einen so richtigen Blick und liebt Dich ja auch, wie nur eine Frau den Bruder

Feuilleton.

Gesucht und gefunden.

Roman von Dr. Dux.

(Fortsetzung.)

„Kann auch sein,“ sagte Amberg, „daß er Unglück gehabt hat und gar nicht mehr am Leben ist.“

„O, mein Gott, das mag ich nicht glauben! Eher will ich annehmen, daß es ihm irgendwo schlecht geht, und er nicht wagt, uns durch die Nachricht von diesen traurigen Verhältnissen zu beunruhigen.“

„Man müßte Nachforschungen nach ihm anstellen.“

„Das hat Fritz auch gesagt und bei der englischen Regierung bereits Schritte gethan, bis jetzt aber ohne Erfolg.“

„Sie armes Kind! Wenn man Ihr ganzes Leben so betrachtet, so sind Sie doch eine hart geprüfte Waise! Nicht allein, daß das Schicksal Ihnen Ihre Eltern raubte, es trennt Sie auch von Ihren Geschwistern und entfremdet Sie Ihrem einzigen und nächsten Verwandten. — Es hält Ihnen einen Augenblick die Aussicht auf einstigen Reichtum vor, und entzieht Ihnen mit einem Male diese Aussicht wieder. O, o, das ist hart! Ihr Schicksal rührt mich, und wenn ich etwas für Sie thun könnte...“

„Suchen Sie meinen Onkel zu überzeugen,“ unterbrach ihn Lucie, „daß ich nicht treulos und undankbar bin. Wenn Sie das können, will ich Ihnen von Herzen danken, als hätten Sie mir die größte Wohlthat erzeigt, die mir widerfahren kann.“

„Gewiß werde ich das thun, mein Kind, und werde mehr thun,“ sagte Amberg mit großer Theilnahme. „Ich werde eine vollständige Ausforschung herbeizuführen suchen.“

„Ich zweifle, ob Ihnen das gelingt? Doch danke ich Ihnen für das Versprechen.“

„Meine theure Lucie,“ sagte Amberg, „wir müssen noch heute die Schritte mit einander besprechen, welche ich etwa thun könnte, um den alten Rodenburg von Ihrer Unschuld zu überzeugen. Sie können mir am besten die Mittel und Wege an die Hand geben, auf welche Art

m. De
sehr au
wärtig
und im
Gewiss
Die fran
sind in
i Besch
ng, de
t. Al
erst un
baldaus
en hofft
Truppen
; sie sind
nd voll
u offen
pedition
ichneid
zengeige
ch währ
n, wenn
geständ
lenfome
die Lage
ist. De
t hat, so
an, kein
ächte ha
iständte
er Strich
bre lang

en, er
ches ein
Pfarr
res un
ind nach
ich sein
de dies
i wi-da
i habet
daß es
be über
stetbe
ebrauch
nd, da
; mürde
ichte
ie Spil
on wen
? Von
sch bei
hatte.

er Jäh
h Sufe
h Duna
wachte
er B
d, nach
ganzen
te Bund
wieder
rie man
gedruckt
einem
r. Der
en und
in ihm

Kaffee
schmeck
en wird
lassen.

at

latz
1241

1590
er 1590

er
en
ch

30
en,
en

er
er
it

ng
t,
id

er
er

auch die vom Finanzminister vorbereiteten Steuererlasse einzu-
bringen.

Aus Thüringen schreibt man der „Frankf. Btg.“: Kom-
merzienrat Arnold in Greiz ist von der Reichstagskandidatur
für die am 23. Dezember stattfindende Wahl zurückgetreten
und an seiner Stelle von konservativer Seite Land-
gerichts-Direktor Liebmann in Greiz aufgestellt worden. Die
Liberalen verhalten sich gegen diese Kandidatur ablehnend.
Der Sieg des sozialdemokratischen Kandidaten dürfte durch die
Kandidatur des Herrn Liebmann nicht gefährdet erscheinen.

Aus Offenburg wird der „Frankf. Btg.“ geschrieben:
„Die „Frankf. Btg.“ brachte vor einigen Tagen die Notiz von
der vorläufigen Beschlagnahme der Nr. 141 des hiesigen
Blattes „Der Volksfreund“. Da über die seit bereits 8 Tagen
erfolgte Freigabe der Nummer keine Mitteilung in
Ihrer Zeitung stand, gestatten Sie folgende Thatsachen anzu-
führen. In einer Polemik mit den redaktionellen Mitarbeitern
des hiesigen Amtsblattes, die unter dem Titel „In eigener
Sache“ in der Beilage zu Nr. 141 des „Volksfreund“ ge-
führt wurde, behauptete der Redakteur v. d. zum Schutzpatron
wünschten sich die nationalliberalen Kampfbühne „eine fesselnde,
würgende Polizeigewalt.“ Am Abend erfolgte die Beschlag-
nahme des Hauptblattes, der Beilage und des illustrierten
Unterhaltungsblattes durch die Gensdarmerie, während die
städtische Polizei die Blätter aus sämtlichen Wirtschaften
gewaltsam entzogene. Die Beschlagnahmeverfügung hat
folgenden Wortlaut: Nr. 23506. „In Erwägung, daß die
Polizeigewalt als organischer Theil der Staatshoheit in
erster Reihe die Pflicht, Ordnung und Sicherheit im
Staatsleben zu erhalten und den Staatsangehörigen den
Schutz des Gesetzes angedeihen zu lassen; §. 6, daß ein Ar-
tikel in der heutigen Nummer 141 des „Volksfreund“ (Bei-
lage, welche einen integrierenden Theil des Blattes bildet) diese
Polizeigewalt eine „fesselnde, würgende“ nennt; §. 6, daß
hierin der Theilbestand des §. 11 des Gesetzes vom 21. Oktober
1878 liegt und insbesondere hierin Bestimmungen sind dokumen-
tiren, welche den öffentlichen Frieden zu gefährden im Stande sind
wird auf Grund des §. 13
des genannten Gesetzes verfügt: die Nummer 141 des Volks-
freund nebst Beilage wird hiermit vorläufig mit Beschlagnahme
belegt und die Gensdarmerie mit dem Vollzug beauftragt. Offen-
burg, den 29. November 1884. Großherzogliches Bezirksamt.
Baader.“

Da innerhalb der gesetzlichen Frist keine Bestätigung dieser
sonderbaren Gesetzesauslegung erfolgte, lehnte die Nummer 141
des Volksfreund nebst Beilage nach 8 Tagen zurück, nachdem
das illustrierte Unterhaltungsblatt schon einige Tage früher
vorausgegangen war.

Zu unserem schwarz-gelben Nachbarstaate, Oesterreich,
hat das Abgeordnetenhaus gestern die Verlängerung des
Ausnahmestandes für die Gerichtsprengel Wien
und Koinenburg bis Ende 1885 und den Fortbestand der
Militärgerichte in Rattaro genehmigt. Ueber die Sache selbst
ist kein weiteres Wort zu verlieren, da ja der Ausgang der
betreffenden Debatte Niemanden auch nur einen Augenblick
zweifeln lassen konnte; die slavisch-meritale Majorität hat aus
ihren reaktionären Gesinnungen niemals ein Wohl gemacht und
eine besondere Genußthung muß es ihr gewähren, dem ver-
hofften Wien ein zu verfehlen. Interessant sind aber einzelne
Details über die Verhandlungen der Ausnahmengesetze. Während
die Regierung für den Ausnahmezustand in Süd-Dalmatien
sich die Vollmacht nur bis Juni 1885 geben läßt und außer-
dem ein Paragraph beigefügt wird, durch den das Ministerium
ermächtigt wird, die Ausnahmestimmungen auch früher auf-
zuheben, ist bei den Verfügungen, die den größten Theil
Niederösterreichs treffen, keine derartige Konzession gemacht;
sie sind für das ganze Jahr bestimmt, und von einer früheren
Aufhebung ist in dem Gesetze gar keine Rede. Die Regierung
erklärte, sie werde noch im Laufe des Monats Januar ein
spezielles Gesetz über die anarcho-sosialistischen Umtriebe erlassen,
welcher Natur dieses Gesetz sein wird, das ist noch unbe-
kannt; jedenfalls wird es nicht auf Niederösterreich beschränkt
bleiben.

Die holländische Kammer hat die Forderung der Re-
gierung, ihr einen Kredit von Beträge von 150 000 fl., behufs
Repräsentation auf der Antwerpener Weltausstellung, zu be-
willigen, unter dem Vorwande der schlechten Finanzlage ab-
gelehnt.

Belgien. Die Organisation einer Armeereserve von
30 000 Mann ist schon von dem sog. liberalen Ministerium
Gizez überan geplant worden. Ein diesbezüglicher Vorschlag
ging dahin, daß die Reserve aus Weuten, welche unter den be-
stehenden Gesetzen vom Militärdienst befreit sind, gebildet
werden sollte. Der Vorschlag des jetzigen Ministeriums ging
darauf hinaus, die Reserve aus allen Klassen gedienter Sol-
daten zu bilden und somit die auf den Unbemittelten ruhenden
Lasten noch zu vermehren. Der Kriegsminister hat jedoch
in der Kammer zugeben müssen, daß der Vorschlag für den

Dreißigstes Kapitel.

Das Wetter war entzückend. Der Kutscher hatte von
Amberg die Weisung erhalten, den Weg nach Charlotten-
burg einzuschlagen, einer Stadt, welche sich unmittelbar
an den Thiergarten anlehnt und gewissermaßen als Vor-
stadt der Residenz betrachtet werden muß.

Charlottenburg ist der Sammelpfad der Berliner hauto-
volde, nicht nur, daß diese die Vergnügungsorte jener
Stadt häufig zum Ziel ihrer Ausflüge macht, sondern
ein großer Theil derselben wohnt auch, namentlich im
Sommer dort; und derjenige Theil Charlottenburgs, wel-
cher den Namen „Westend“ führt, ist eine Kolonie, welche
ausschließlich von den ersten Größen der Finanzaristokratie
erbaut und bewohnt ist. Die Vergnügungsorte in diesem
Stadttheil tragen daher ganz besonders das Gepräge, Auf-
enthaltsorte der noblen Welt zu sein. Es war Lucie lange
nicht vergönnt gewesen, eine Spazierfahrt zu machen, und
sie gab sich daher Anfangs dem angenehmen Eindruck der-
selben, dem Rauber des duffigen Waldchens, dem Anblick
des bunten Lebens auf der Chaussee mit der ganzen Unbe-
fangenheit eines unschuldsvollen Herzens hin; ihre Stim-
mung war eine so fröhliche, daß sie Herrn Amberg für
das Vergnügen, das er ihr geschaffen, aufrichtig dankte.

Vor der Westend-Restaurations ließ Amberg die Equipage
halten und ersuchte seine Begleiterin, dort mit ihm
einzutreten, um den Kaffee einzunehmen.

Sie hatten indes kaum den Wagen verlassen, als eine
zweite Equipage den Eingang des Lokals erreichte und vor
demselben Halt machte. Gleichzeitig ward der Schlag ge-
öffnet, ein Mann sprang heraus und eilte auf Lucie zu
mit den Worten:

„Sie hier, Fräulein Lucie, und am Arme dieses
Mannes!“

Amberg trat erschrocken einen Schritt zurück, als er in
dem Anstömmling Herrn Brand, den früheren Verwalter
von Feldau erkannte. Und sein Mißmuth steigerte sich
noch mehr, als auch Fräulein Cordelia Robenburg in Be-
gleitung einer zweiten Dame sich näherte.

Lucie war sichtlich hoch erfreut, Brand und Fräulein
Cordelia hier anzutreffen. Sie hatte trotz aller Schmeiche-

Augenblick nicht der Kammer vorgelegt werden könne, weil
keine Majorität für denselben stimmen werde. Das Ministerium
kann folglich für diesen Gesetzesvorschlag nicht über die Majori-
tät verfügen und hat seine Niederlage, die wahrscheinlich mit
der Entlassung des Kriegsministers General Bontheus enden
wird, eingestanden. — Der Streit innerhalb der liberalen Ver-
einigung zu Drüffel hat eine noch ernstere Gestalt angenom-
men, als man zunächst voraussetzen durfte, und wird voraus-
sichtlich für die ganze politische Entwicklung des Landes Be-
deutung gewinnen. Die gemäßigten Liberalen treten sämtlich
aus der Vereinigung aus und überlassen diese vollständig den
Radikalen. Die Abtrennung wurde in einer am Montag
Abend abgehaltenen Versammlung zum Fraktionsbeschlusse er-
hoben und gleichzeitig eine Kommission zur Ausarbeitung eines
neuen Reglements ernannt.

Spanien. Die Studenten in Madrid und in den Pro-
vinzen besuchen noch immer keine Vorlesungen. Der Rektor
der Madrider Universität, der wegen des gewaltigen Ein-
dringens der Polizei sein Amt niedergelegt hatte, hat im Auf-
trag von 90 Professoren die betreffenden Polizeibeamten ver-
klagt. — Moret hat am Dienstag im Alhambra-Theater vor
2500 Personen eine Rede gehalten, worin er zum Zusammen-
schluß der liberalen Fraktionen unter Sagasta's Führung auf-
forderte.

Die portugiesische Cortes sind vorgestern eröffnet
worden. In der Thronrede wurde nach dem üblichen Hin-
weis auf die guten Beziehungen zu anderen Staaten auch der
Berliner Konferenz gedacht. Sobald letztere zu einem end-
gültigen Resultat über die Angelegenheiten, welche die hundert-
jährigen Rechte Portugals so nahe berühren, gelangt sein wird,
wird die portugiesische Regierung alle Abmachungen, die der ge-
setzlichen Genehmigung bedürfen, sowie sämtliche Schrift-
stücke, die zur Information notwendig sind, den Cortes vor-
legen. Die Cortes werden sich mit der Reform einiger
Artikel der Verfassung und sodann, wie schon in voriger
Session, abermals mit der Reform der Kammern zu be-
schäftigen haben. Der König lenkt aber in der Thronrede
vorzugweise die Aufmerksamkeit auf die Kolonien, zumal auf
diejenigen in Afrika. Es ist eine Uebereinkunft unterzeichnet
worden, welche die Legung eines Telegraphenabzels an der
Westküste von Afrika betrifft; das Kabel ist bereits in
Thätigkeit.

Italien. Beschäftigungslose Arbeiter haben sich gestern
Abend unter dem Rufe nach Brod und Arbeit auf dem Plage
Vittorio Emanuele in Turin versammelt. Sie demonstrieren
vor der Präfectur und vor dem Stadthaus und wandten sich
dann nach dem Palaste des Prinzen Amadeo; als sie die
Straße durch Soldaten gesperrt fanden, vergriffen sich ange-
lich einige an den Fenstern und Gasleitungen der umliegenden
Häuser. Sie wurden schließlich durch die bewaffnete Macht
gestreut und ihrer 17 verhaftet. Ein Polizist wurde leicht ver-
wundet.

In der ersten Kammer des dänischen Reichstages be-
gannen gestern die Beratungen über die vom Marineminister
geforderten außerordentlichen Bewilligungen für die Entwick-
lung der Flotte. Die Angelegenheit nahm einen sehr reichen
Fortgang. Bedeutenden Eindruck machten die Ausführungen
des Generals Haffner, der die Behauptung aufstellte, daß trotz
der drei-Kaiser-Begegnung in Sterniewitz im letzten Sommer
jeden Augenblick in Europa die Kriegslöbe
aufflammen könne, und es für Dänemark unter Um-
ständen sehr gefährlich sein dürfte, wenn es unvorbereitet da-
hinstehe. Nachdem von der Linken darauf hingewiesen war, daß
bisher keine ernsthaften Versuche gemacht seien, Dänemarks
Neutralität zu erwirken, und nachdem ein Mitglied der
Rechten geltend gemacht, daß eine vertheidigungslose Neutra-
lität ein Unding sei, trat die Kammer in die zweite Beratung
ein, in welcher die Vorlage mit 39 gegen 8 Stimmen ange-
nommen und sodann einem Ausschusse überwiesen wurde. —
Trotz der großen Majorität für diese Vorlage im Landsting
wird dieselbe vom Folketing sicher abgelehnt werden.

Der bekannte irische Agitator Michael Davitt hielt
am Sonnabend im „Jung-Irland-Verein“ in Cork
einen politischen Vortrag, dessen hauptsächlichsten Gegenstand
die „Nationalisirung aller Ländereien“ bildete.
Er wollte darin die einzige Lösung der Landfrage erblicken.
Er glaubte nicht an „Home Rule“, wie diese bisher definiert
worden, da er einen Zweig des Ober- und Unterhauses in
Dublin für durchaus unpraktisch hielt; seine Idee ging dahin,
daß Irland in Dublin eine Nationalversammlung
haben sollte, die durch das Votum aller Männer im Lande, die
das 21. Lebensjahr erreicht haben, gewählt werden müßte. Diese
Versammlung würde den Volkswillen repräsentiren und sollte
in allen Irland angehenden Angelegenheiten gesetzgebend
wirken. Er erachtete diesen Plan für ausführbarer als irgend
ein Projekt einer Republik, die unter den gegenwärtigen Um-
ständen und einer mächtigen Nation, wie England, gegenüber
unausführbar sein würde.

England. Im Frühjahr wird in London eine in-
ternationale Konferenz, betreffend den Schuy der See-
fischerei stattfinden. Die Konferenz würde schon früher

leien und glatten Worten Ambergs ein instinktives Gefühl,
daß dieser Mann vielleicht doch besondere Gründe habe,
auf einmal soviel Freundlichkeit zu zeigen, nicht unterdrücken
können. Die Begrüßung war daher eine recht herzliche
und nachdem Cordelia ihre Begleiterin als Fräulein von
Steinberg vorgestellt hatte, wurde beschlossen, ein Stündchen
in dem Lokal zu verplaudern.

Amberg hatte sich indessen wieder gefaßt, die Situation
überschauend hielt er es für das Beste, sich in einer mög-
lichst unauffälligen Weise zu entfernen. Er wandte sich
an Lucie, reichte ihr die Hand und sprach:

„Liebe Lucie, so wie ich sehe, haben Sie alte liebe
Belannte hier angetroffen. Sie werden es also jedenfalls
vorziehen mit denselben noch einige Zeit hier zu verweilen.
Meine Zeit gestattet mir nicht, mich länger hier aufzuhalten
und deshalb bitte ich um Entschuldigung, wenn ich sie jetzt
verlasse, obgleich es meine Pflicht wäre, Sie wieder Ihren
Verwandten zuzuführen.“

Von den höhnischen Blicken Brand's und Cordelia's
verfolgt, bestieg Amberg die Equipage. „Nach Berlin“,
rief er dem Kutscher zu.

„Es ist empörend“ — rief Cordelia. „Wo nimmt
dieser Mann nur den Muth her, uns unter die Augen zu
treten, da er doch weiß, daß wir ihn längst durchschaut
haben. Uebrigens ist es gut, daß wir Lucie getroffen
haben, o das arme Kind darf nicht wieder in die Hände
dieses Menschen fallen.“

Und nun erzählte Cordelia Lucien, daß Fräulein von
Steinberg ein Mitglied ihrer Pension zu werden im Be-
griffe stehe, daß ihr Vater an sie geschrieben, seine Tochter
würde auf ihrer Durchreise durch Berlin sich einige Tage
hier aufhalten, um die Seignwürdigkeiten der Residenz in
Augenschein zu nehmen.

„Ich war förmlich erschrocken, als ich das hörte“,
sagte sie hinzu, „und ich schrie gleich an den Vater zurück:
„Es geht nicht, daß die junge Dame sich allein und schuf-
los in der Residenz aufhält,“ und erbot mich sofort, das
Fräulein hier zu erwarten und sie unter meinen Schutz zu
nehmen. . . Aber sehen Sie, ich würde mich ja selbst den
Gefahren aussetzen,“ — sie schlug sehr züchtig und ver-

abgehalten worden sein, wenn nicht Deutschland die Theil-
nahme daran so lange verweigert hätte, bis die englische Re-
gierung eine Untersuchung über die bekannten Ausschreitungen
englischer Fischer gegen deutsche anordnete. England hat diese
Untersuchung endlich versprochen und Deutschland hat demge-
mäß nunmehr seine Beteiligung an oben erwähneter inter-
nationaler Konferenz zugesagt. — Wie aus Harmouth gemel-
det wird, hat die Regierung beschlossen, gegen die Eigenthümer
dreier Fischerboote, Noß, Weston und Chaff, wegen Verurtheilung
auf hohem Meere und insbesondere wegen Verurtheilung des
deutschen Schiffes „Dieberich“ am 29. Juli d. J. in der Nähe
der holländischen Küste die gerichtliche Untersuchung einzulei-
ten zu lassen. — In der am nächsten Donnerstag stattfindenden
Sitzung des städtischen Gemeinderaths wird der Antrag gestellt
werden, daß die Korporation von London, als Eigenthümerin
und Verwalterin der London Bridge, eine Belohnung von 5000
Pfr. für die Entdeckung und Inhaftnahme der Künftler der
längsten Dynamit-Explosion bewilligen solle.

Argentinien. Das argentinische Wochenblatt „Schreibt“:
„Aus der Kolonie Cayastita bei Santa Fe erhalten wir von
einem unserer Landsleute eine Korrespondenz, die ein grollen-
des Licht auf das Kaiserthum der Dynastie Friondo wirft.
In besagter Kolonie erhielten s. B. die Kolonisten von der
Regierung Land angewiesen und etablirten sich auf demselben.
Nun kommt hinterdrein Augustin Friondo, der Bruder des
verstorbenen Diktators, und macht Anspruch auf das
Kolonienland. Da der jetzige Gouverneur sein näher Be-
wunderer ist, so wird es ihm schon möglich gewesen sein, irgend
ein Dokument zu erlangen, wie es vor wenigen Jahren Simon
Friondo gelang, die Kolonie Cayastita sich anzueignen. In
Cayastita schreibt Augustin Friondo sofort zur Einräumung des
streitigen Landes. Auf Rath des Advokaten der Kolonisten
riefen diese letzteren, etwa 40 Personen an der Zahl, die Ein-
räumung wieder nieder. Nun führt Augustin Friondo Klage
auf Eigenthums-Beschädigung und die Regierung, statt die
Kolonisten in ihrem Rechte zu schützen, läßt 9 Kolonisten, 3
Schweizer und 4 Franzosen nach Santa Fe zitiren und
läßt sie abzuführen und die Streitfrage zu prüfen, wobei
die Betreffenden einfach mit gemeinen Verbrechern
in Gefangenschaft gesetzt. Dort befinden sie sich
schon seit mehr als 3 Wochen. Man kann sich denken, welche
Aufregung in den Kolonien Cayastita und Helvecia herrscht!
Und der Gouverneur von Santa Fe, der in solcher Weise
an den Kolonisten handelt, ist ein katholischer Geistlicher,
ein Mann Gottes! Die Verfolgten und Gemißhandelten
haben sich nun an die Vertreter ihrer Staaten in Buenos
Aires gemeldet und wird ohne Zweifel die National-Regierung
ihre Intervention eintreten lassen.“

Lokales.

Retourbillets auf den Eisenbahnen dürfen nach einer
Instruktion der Eisenbahnverwaltungen nur von den Personen
benutzt werden, welche sie gelöst haben. Das Kammergericht
hatte sich jetzt mit der Frage zu beschäftigen, ob diese Instruk-
tion rechtsgültig sei oder nicht. Der auf der Anbahnung
angelegte gewisse Schaffner Schölze war wegen Beihilfe zum
Betrug angeklagt gewesen, weil er ihm von Fahrgästen über-
wiesene Retourbillets, die zur Rückfahrt von diesen nicht benutzt
werden konnten, an den Hotelportier Hingst in Halle zur Ver-
äußerung an die Reisenden gegeben hatte. Diese Manipulation
war bei einer Billetrevision in Halle zur Kenntniß der Be-
hörde gekommen. Der Angeklagte war deshalb vom Schöffengericht
zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt worden und die
höchste Strafkammer hiesigen Landgerichts I hatte die dagegen
eingelegte Berufung verworfen. In der Revisions-Instanz vor
dem Kammergericht führte der Verteidiger, Herr Rechtsanwalt
Dr. C. Friedemann, aus, daß eine bloße Instruktion der Bahn-
verwaltungen dem gekauften Retourbillet nicht seinen Charakter
als Inhaberausweis rauben könne. Sei dies aber nicht zu
bestreiten, so habe jeder Inhaber eines noch gültigen Retour-
billet's auch das Recht, dasselbe zu veräußern, und der Erwerber
habe einen zivilrechtlichen Anspruch auf Beförderung mit der
Eisenbahn. Das Kammergericht schloß sich dieser Auffassung
an, hob das angefochtene Urtheil auf und wies die Sache an
die zweite Instanz zurück, welche nun noch zu prüfen hat,
ob etwas das Verbot der Uebersetzung der Eisenbahn-Retourbillets
an dritte Personen in einem mit Gesetzeskraft erlassenen Re-
glement publizirt ist.

Seit dem Inkrafttreten des Krankenversicherung-
gesetzes am 1. d. Mts. sind in Berlin bereits eine Reihe von
zweifelhaften Fällen, besonders in denjenigen Branchen des
kaufmännischen Handels, welche mit dem industriellen Gewerbe
betrieblich vielfach berühren, und wobei eine Grenzlinie, so
wie weit auf die in diesen Branchen beschäftigten Personen
das Krankenversicherungsgesetz Platz greift, sich schwer ziehen
läßt, hervorgetreten. Die hiesige städtische Gewerbe-Deputation
hat in einigen Fällen vorläufige Entscheidungen getroffen, die
darüber eingeholten definitiven Entscheidungen des Ober-
Präsidenten erfolgt sind. In diesen zweifelhaften Fällen ge-
hört die Frage, ob Komptoir-, Kassirer-, Bankdiener und sonstige

schämt die Augen nieder — „und da hat ich Herrn Brand
der schon längst vorgehabt hatte, eine Reise nach der Re-
sidenz zu machen, mich zu begleiten; und Herr Brand
hatte die Güte, mir seine Begleitung und seinen Schutz zu
gewähren.“

„Was führt Sie denn nach der Residenz, Herr Brand?“
wunderte sich Lucie an ihn.

„Ich vermutete, mein Fräulein,“ antwortete dieser,
„daß Sie Ihren Aufenthalt hier genommen hätten; ich
glaubte Ihnen einen Dienst dadurch zu erweisen, wenn ich
Ihren mittheile, was indessen auf Schloß Feldau vorge-
gangen, wie man dort Unrecht auf Unrecht gegen Sie that,
und um Sie aufzufordern, nicht zu dulden, daß man Ihnen
nicht allein Ihre Ehre, sondern auch das Ihnen rechtmäßig
zukommende Vermögen raubt.“

„Lieber Herr Brand,“ antwortete Lucie, „auf das
Vermögen verziehe ich gern; das Schicksal hat mich zu
Entbehren verurtheilt. Das Vermögen, von dem Sie
sprechen, hätte mir ja auch nie zufallen können, wenn nicht
der Sohn meines Onkels um's Leben gekommen wäre. Ich
widerstehe mir, aus diesem traurigen Vorfall für mich
Nutzen ziehen zu wollen. Doch das Eine liegt mir schwer
auf dem Herzen, daß mein Onkel mich falsch beurtheilt
mich für treulos, undankbar, unehrig hält.“

„Das Alles ist das Werk des Amberg!“ sagte er.
„Amberg, sagen Sie?“ fragte Lucie verwundert. „Er
hat mir gerade versprochen, Alles aufzuwenden, um meinen
Onkel zu überzeugen, daß er mich im falschen Verdacht
hat.“

„Der? Die ganze Schändlichkeit ist ja von ihm er-
sonnen!“

„Von ihm? — Unmöglich!“

„Von ihm und seiner intriguanen Richte!“ bestätigte
Brand.

„Diesen Menschen ist Alles zuzutrauen,“ bemerkte
Fräulein Cordelia. „Es freut mich, daß ich das schnippische
Ding, so oft ich in Feldau anwesend war, mit völliger
Nichtachtung behandelt habe.“

„Ich kann unendlich glauben, daß Herr Amberg in
Stande ist, mir seine Theilnahme zu versichern und seine

in lau-
Katego-
bet die
Entsch-
D
vollem
kaum
Bauge-
wie lo-
der O-
leines
zu ern-
Baute-
neuen
entpre-
Bauer
Theile
mehr
Bauh
Grund-
gebau-
welch
unfö-
Belbe-
Borsch
Baug
Ablich
lage fi-
g
für de-
schlagt
dieselb-
markt)
weder
15 000
8000
2500
10 000
Schwe-
miebe-
500 R-
150 R-
kiesbe-
erster
G
wurde
bereite
Drima-
straße
über
Braut
demsel-
seiner
und C-
ist das
Tratte-
nem bei
Gebur-
als T-
Cigar-
samme-
der i-
aus d-
rjüngl-
Briet
Stom-
schloß
Fahrt
stellte,
zu er-
lofort
bürtig
es nich
Glad-
des A-
mies
ein
zur B-
ein
Breite
das
dieser
mann
der B-
Frau
schle-
schäfte
Die s-
kannt
Hilfe
Schul-
obwo
welch
der
sich h-
für
wende
„Got-
mir
aber
Denk
Woh-
Weld
ist;
nun
halte
Unter
das
dacht
Lüge
leuml
nicht
er mi
am
Gege-
gegen
Ich
würb

in kaufmännischen Geschäften beschäftigte Unter-earnte gleicher Kategorie versichert werden müssen. Die Gewerbe-Deputation hat diese Frage vorläufig bejaht und die darüber eingeholte Guttscheidung des Ober-Präsidenten wird demnächst erwartet.

Die Bauhätigkeit in Berlin ist trotz des Winters in vollem Gange und selbst während der kurzen Frostperiode hat kaum eine Unterbrechung stattgefunden. Auch die Zahl der Baugesuche ist, wie die „Vaug.-Z.“ zu berichten weiß, nicht, wie sonst im Winter eingeschränkt, sondern hält sich ganz auf der Höhe des Sommers, so daß auch im nächsten Frühjahr keineswegs ein Rückgang gegen die diesjährige Bauhätigkeit zu erwarten ist. Was übrigens die Stadt anlangt, so die Baustellen beschränkt sind, so haben sich der ihnen drohenden neuen Bauordnung gegenüber weitaus die meisten Besitzer durch entsprechende Um- oder Neubauten oder durch Erlangung von Bauerlaubnisscheinern geschützt, während man in den äußeren Theilen dem Bedürfnis nach Licht und Luft schon von selbst mehr als früher Rechnung trägt. Nicht wenig zu der regen Bauhätigkeit trägt der geringe Rinsfuß bei, zu welchem die Grundstücke beliehen werden. Auch der Verkauf von neu-gebauten Häusern ist in diesem Herbst ein recht günstiger gewesen. Daß an dem Häuserbau nach wie vor eine große Zahl unqualifizierter und zum Theil insolventer Leute sich betheiligt, ist ein Uebel, welchem die Behörden durch verschärfte Vorschriften und strengere Aufsicht zu begegnen suchen. Die „Vaug.-Z.“ plaidirt in erster Reihe für eine sehr gewissenhafte Abschätzung für die städtische Feuerzölle, welche die erste Grundlage für die Beleuchtung der Häuser ist.

g. Die Bedürfnisse der Strafanstalt zu Sonnenburg für das Verwaltungsjahr 1885/86 sind bereits jetzt veranschlagt und liegen, ebenso wie die Bedingungen zur Lieferung derselben, bei dem hiesigen Kgl. Polizei-Präsidenten (Mollenmarkt) zur Kenntnissnahme aus. An Verpflegungsgegenständen werden benötigt: 185 000 Kq. Roggen, 18 000 Kq. Gerste, 15 000 Kq. Hafer, 10 000 Kq. Buchweizen, 15 000 Kq. Erbsen, 8000 Kq. Reis, 12 000 Kq. Bohnen, 10 500 Kq. Linsen, 2500 Kq. Hirse, 500 Kq. Rüdlein, 14 000 Kq. Salz, 2500 Kq. Rindertalg, 2800 Kq. Kochbutter, 2000 Kq. fetten Speck, 10 000 Kq. Rindfleisch, 3000 Kq. Hammelfleisch, 3500 Kq. Schweinefleisch, 1800 Kq. Rohlfleisch, 4000 Kq. Semmel, 65 Kq. Zwieback, 30 000 Liter Braubier, 3000 Liter Doppelstg., 500 Liter Wein, 60 Kq. Schokolade, 200 Kq. rohen Schinken, 150 Kq. rohes gekochtes Rindfleisch. Die Delonomie- und Viehbedürfnisse sind ebenfalls ganz bedeutende. Unter den letzteren figuriren 50 Kq. Kaffersette.

Eine jedenfalls ganz unerwartete Geburtstagsfreude wurde dem Fiskler B. . . in Villa auf höchst originelle Weise bereitet. Ein Herr, der auf dem Wege nach dem Restaurant Drimal, Alte Jakobstraße Nr. 126 war, fand in der Ritterstraße einen offenen Brief. In demselben sah er sich denselben näher an und las nun, daß der Brief an eine „innig geliebte Braut“ gerichtet war. Der obengenannte Fiskler sprach in demselben an seine Braut unter den heftigsten Verheerungen derselben ewig dauernden Liebe die Bitte aus, ihn mit Wurst und Cigarren zu versehen. Es heißt in dem Briefe: „Theurer, ich bin ein Soldatenleben, schmal die Kost und viel Dienst. Das Traktament reicht oft nicht aus. Aber es kommt der 11. Dezember, und Du weißt ja, daß wir ihn, denn es ist ja mein Geburtstag, noch im vorigen Jahre so freudig verlebten haben. Geburtstags, noch im vorigen Jahre so freudig verlebten haben, als Du mir außerdem ein Badet mit Wurst schicktest und 50 Cigarren; ja, es war schön, als wir Abends noch zusammen ein Glas Bier tranken.“ In diesem Tone, der lediglich darauf berechnet ist, die treue Karoline auch dieses Mal für eine Wurst- und Cigarren-Sendung etwas pfänglich zu machen, geht es weiter. Karoline muß diesen Brief verloren haben, der von dem Fiskler den Sästen am Stammtisch mitgetheilt wurde. Diese sahen nun den Entschluß, daß dem liebedürstenden und nach Wurst schwärmenden Fiskler eine besondere Geburtstagsfreude gemacht werden sollte, um ihm in etwas das Fernbleiben von der Geliebten zu ersetzen. Ein jeder Stammgast spendete 25 Pf., und wurde sofort eine größere Wurst- und Cigarren-Sendung dem Geburtstagskinde übermietet. Jeder Spender hatte sich außerdem ein nicht versagen wollen, dem Geburtstagskinde schriftlich seinen Glückwunsch zu senden.

Ein billiges Wiegenpferd. In das Geschäftslokal des Kaufmanns L. in der Hofstraße kam vorgestern Nachmittags eine unbekannte Frau, welche angab, die Frau eines in der Hofstraße wohnhaften Schuymannes zu sein. Derzeit der Hofstraße in der genannten Straße inne habe und ein Wiegenpferd zu kaufen wünschte. Nach Vereinbarung des Preises in Höhe von 7 M., den sie jedoch nicht zahlte, bat sie, das Pferd nach ihrer Wohnung zur Ansicht mitnehmen zu dürfen, was ihr auch gestattet wurde. Der vorstehende Kaufmann schickte aber seine 10-jährige Tochter mit, damit diese von der Richtigkeit der Angaben der Frau sich überzeugen. Als die Frau mit dem Kind etwa 50 Schritte weit gegangen war, schickte jene das Kind mit dem Koffer zurück, aus dem Geschäfte des Vaters noch eine Peitsche für 50 Pf. zu holen. Die Kleine ging zurück, und inzwischen verstand die Unbekannte mit dem Wiegenpferd und war nicht wieder aufzufinden.

Hilfe zu versprechen, während er das Bewußtsein hat, selbst Schuld zu sein an dem, was mich betroffen hat.“

„Ich bin überzeugt, daß er allein die Schuld trägt, obwohl ich es nicht weiß und nicht beweisen kann.“

„Ist denn immer der Schleier noch nicht gelüftet, welcher über dem Verschwinden der vierhundert Thaler aus der Wirtschaftskasse lag?“

„Darüber ist noch nichts offenbar geworden; doch hat sich herausgestellt, daß die fünfhundert Thaler, welche Sie für Weihnachtsgeschenke zu verwenden hatten, richtig verwendet sind.“

„Das hat sich herausgestellt?“ rief Lucie erfreut. „Gott sei Dank, daß wenigstens dieser eine Verdacht von mir genommen ist!“

„Ja, der eine Verdacht ist von Ihnen genommen, aber nur um einen zweiten an die Stelle zu setzen. . . . Denken Sie sich, daß einer der Leute, welche von Ihnen Wohlthaten empfangen haben, ausgesagt hat, er habe das Geld erst an dem Tage nach Weihnachten empfangen.“

„Das ist eine Unwahrheit!“ fiel Lucie ein. „Ich bin davon überzeugt, daß es eine Unwahrheit ist; indessen Barthel hat es erklärt, und Rodenburg nimmt nun an, daß alle Uebrigen das Geld ebenfalls später erhalten haben. Er schließt daraus, daß Sie, nachdem Ihre Unterschlagung an's Licht gekommen, nachträglich den Leuten das Geld gegeben hätten, um sich vor ihm von dem Verdacht zu reinigen.“

„D., wie schändlich! Wie kann Barthel eine solche Lüge gegen mich aussprechen? Wahlich, wenn solche Verleumdungen mich verfolgen, kann ich es meinem Onkel nicht abelnehmen, wenn er mich von Herzen verachtet, wenn er mich haßt und mich verflucht.“

„Rodenburg selbst ist noch nicht derjenige, welcher Sie am meisten haßt und verfolgt,“ versetzte Brand. „Im Gegentheil, ich habe oft bemerkt, daß er tief bereut, hart gegen Sie gewesen zu sein.“

„Wie? Amberg versicherte mir das Gegentheil!“

„So spricht Amberg geflissentlich die Unwahrheit. . . . Ich bin überzeugt, wenn Sie zurückkehrten, Ihr Onkel würde Sie mit offenen Armen aufnehmen und trotz seines

Die Schwindlerin ist ungefähr 20 Jahre alt, hat dunkelblonde Haare, gesunde Gesichtsfarbe und einen etwas gebückten Gang. Als besonderes Kennzeichen ist anzugeben, daß sie sehr schnell spricht. Sie trägt ein dunkles Kleid, eine breite, weiße Schürze und ein graues Umhangstuch.

N. Ein tumultuarischer Erzeß spielte sich am gestrigen Tage in dem Amtsgerichtsgefängnis von Kirdorf ab. Ein wegen Landfriedensbruch mit noch fünf anderen Komplizen in Untersuchungshaft befindlicher „Arbeiter“ Wobhrab, in der Verbrecherwelt Bog genannt, fing plötzlich ohne besondere Veranlassung an, einen „wilden Mann“ zu spielen. In seiner simulirten Raserei zertrümmerte Wobhrab sämtliche Utensilien in seiner Zelle, rief den Ofen um, und eröffnete mit den Knäueln ein Bombardement gegen die Thür, in der Absicht, dieselbe zu zerstören. Da auch die übrigen Gefangenen in einer ähnlichen Weise zu lärmen angingen, so rief der Gefangenenaufsicht Schulz den Gefängnis-Inspektor, Herrn Hagen, herbei, der seinerseits mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit der Situation die Gendarmen Brandt, Grundmann und Peters requirirte. Bei dem Versuche, die Zellenthür zu öffnen, fanden die Beamten die Thür von innen verbarrikadirt, während der Gefangene mit übermenschlicher Kraft dem Vordringen der Beamten Widerstand entgegenzusetzen versuchte. Obwohl bei diesem Versuche das Licht im Gefängnis-Korridor erlosch, so drang der Gendarm Schmidt doch in die Zelle ein, und versuchte, den Rasenden mit Hilfe des Gendarmen Peters zu übermächtigen. Nach heftigem Kampfe gelang es den Beamten, den gefährlichen Menschen zu überwinden und zu fesseln. Wobhrab wurde in gefesseltem Zustande in eine andere Zelle überführt und die umfassendsten Vorkehrungen getroffen; um eine Wiederholung derartiger Szenen zu verhindern.

g. Wegen Thierquälerei wurde vor einigen Tagen am Oranienburger Thor ein Kollkutscher durch einen Schuymann nach der Polizeirevierwache geführt, weil er, auf einem von zwei abgestrahlten Pferden sitzend, mit dem unteren Beinschenkel dem einen Pferde unangenehm auf den Kopf geschlagen hatte. Das Publikum war über diese Rohheit derart empört, daß es auf das bezlogene Gebahren einen Schuymann aufmerksam machte, welcher denn auch die Sistrung des Kutschers bewirkte.

Die Verhandlung gegen den Agenten Holz, dem mehrfache Schwindelacten, namentlich auch in den Akademischen Bierhallen zum Vortwurf gemacht werden, zu welcher auf gestern vor dem ersten Strafammer des Landgerichts I. Termin anberaumt war, mußte vertagt werden, weil sich der Angeklagte nicht eingefunden hatte. Aus einem von Holz eingeleiteten äuzlichen Attest ging hervor, daß derselbe durch Erkrankung am Eisfeinen verhindert wurde.

N. Selbstmord in einem Gasthof. Ein geheimnißvoller Selbstmordfall trug sich, wie uns auf Grund persönlicher Recherchen mitgetheilt wird, am gestrigen Tage im Gasthofe „Zum braunen Hof“, Köpnickstr. 55a zu. Dort war gestern früh 5 Uhr ein unbekannter ca. 20-jähriger junger Mann angekommen, dem, nachdem er sich in das Fremdenbuch als ein Kaufmann Replaff aus Färsternwade eingetragen hatte, ein Zimmer im ersten Stock angewiesen wurde. Nach etwa einer halben Stunde eilte der Fremde, laut Hilfe rufend, die Treppe hinunter, an deren Fuß er demüthig zusammenbrach. In das Zimmer zurückgebracht, verstarb der Unbekannte plötzlich unter zweifellosen Symptomen einer Vergiftung. Auf Anordnung der sofort benachrichtigten Revierpolizei wurde die Leiche behufs gerichtlicher Obduktion nach dem Obduktionshause geschafft. Die weiteren polizeilichen Recherchen nach der Person des Selbstmörders respektive nach der Veranlassung der That sind eingeleitet.

Gerichts-Zeitung.

Das Dynamit-Attentat bei der Enthüllungsfest der Niederwald-Denkmals vor dem Reichs-Gericht.

Zu Beginn der heutigen Verhandlung wird Kähler nochmals vorgerufen.

Präf.: Hat Reindorf über das, was ins Werk gesetzt werden sollte, sich Ihnen gegenüber belehrend ausgesprochen? Kähler: Ich glaube wohl; auch von Dynamit hat er gesprochen. Er sagte mir, man sollte den ersten Wagen, in welchem der Kaiser säße, schonen, weil das zuviel Aufsehen mache, man solle die nächsten Wagen nehmen, weil all die Herrschaften zusammen seien. Ob Kähler dabei war, als Reindorf das sagte, glaube ich nicht. Weitere Instruktionen darüber, wie weit man die Wagen heranlassen solle, hat mir Reindorf nicht gegeben; er hat nur gesagt, ich solle den Kapsch beaufsichtigen. Die Sache solle so gelegt werden, daß sie unsichtbar bleibe. Dem Palm habe ich von alledem Mittheilung gemacht, und er sagte, wenn es nur recht thalte. Palm sagte auch, wenn Reindorf ein Spion sei, so wäre er im Stande, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Präf.: Sie wissen, daß Palm Alles der Polizei entdeckt hat; bringen Sie deshalb nicht Sachen vor, die über die Wahrheit hinausgehen. Kapsch hat auch ausgesagt, daß Palm den Zweck des Unternehmens nicht gekannt hat. — Kähler: Es

Verdacht gegen Sie, Sie um Verzeihung für seine Härte bitten.“

„Der gute Onkel! rief Lucie . . . trotz seines Verdachts mich um Verzeihung bitten!“ — Sie trocknete eine Thräne aus ihren Augen. — „Nun schmerzt es mich doppelt, mich von dem Verdacht nicht reinigen zu können.“

„Weinen Sie nicht, liebes Kind,“ nahm Cordelia das Wort. „Mein Vetter Rodenburg ist es nicht werth, daß Sie sich deswegen eine Thräne vergießen. Warum ist er so schwach, so thöricht, sich von den Amberg's einen Verdacht gegen Sie in die Ohren blasen zu lassen? Sie sollen nie zu ihm zurück; er muß zu Ihnen kommen und Ihnen abbitten. Lassen Sie's nur gut sein, aber kurz oder lang wird er einsehen, daß die Amberg's ihn nur in eigen-nütziger Weise wieder aufgesucht haben und umschmeicheln. . . . Aber, liebes Fräulein, sagen Sie mir nur eins, wie konnten Sie so unvorsichtig sein, als Sie das Haus Ihres Onkels verließen, sich nach der Residenz zu begeben, wo Sie ganz schutzlos dastehen, mitten in einer Hölle von Lastern. . . . ? Warum kamen Sie nicht zu mir?“

„Ich stehe nicht schutzlos hier,“ antwortete Lucie. „habe theilnehmende Beschützer und Aufnahme gefunden in dem Hause von Leuten, welche Verwandte von Amberg sind.“

„Und wovon leben Sie?“

„Von meiner Hände Arbeit!“

„D., Sie armes, unglückliches Kind! Das sollen Sie nicht, das werde ich nicht zugeben,“ erklärte Cordelia, indem sie energisch ihren Kopf schüttelte, daß die Locken ihr um die Schläfe flogen. „In meinem Hause ist der rechte Ort für eine verstößene und verlassene Rodenburg. Ich bin zwar nicht reich, aber mein Haus hat Raum genug, um Sie aufnehmen zu können; und wenn Sie wollen, können Sie sich bei mir so nützlich machen, wie bei dem Onkel. Sehen Sie, ich bin nicht mehr so jung — wenn ich auch keineswegs alt bin — und ich sehne mich danach, eine Gesellschaft und zugleich eine Stütze meines Hauswesens um mich zu haben. Ein Pensionat, in welchem sechs-zehn junge Damen sich befinden, erfordert eine sehr eifrige und umsichtige Haushaltung. — Wollen Sie bei mir bleiben?

ist die reine Wahrheit. — Kapsch sagte, es solle etwas ins Werk gesetzt werden, Holzhauser solle die Mittel dazu beschaffen. Dieser war aber damit nicht recht einverstanden. Es wurde bei dieser Unterredung nur allgemein gesprochen, vom Kaiser nicht. Woher die Steinkrute gekommen, weiß ich nicht, ich habe mich darum nicht gekümmert. Kapsch sagte nur, er habe sie von Holzhauser erhalten. Die Glasflasche gab ich Kapsch, weil ich sie los sein wollte. In die Steinkrute habe ich nicht hineingesehen, erst am nächsten Tage bemerkte ich kleine in Papier gewickelte Gegenstände darin. Erst nachdem Kapsch die Glasflasche wieder aus der Drainage herausnahm, sah ich, daß Papier darin war. Die Glasflasche ist die, welche Reindorf im September bei mir zurückgelassen hatte.

Präf.: War in der Drainage nur Wasser? — Kähler: Ich habe nicht hineingeführt, da ich nichts hineingesteckt habe. Ich stand etwa 10 Schritte davon. Das Gedröh war aber naß und feucht.

Präf.: Wenn Sie das Attentat verhindern wollten, so hätten Sie sich doch den Ort ganz genau ansehen müssen, Dynamit explodirt doch auch im Wasser. — Kähler: Es hatte in der Nacht stromweisse geregnet und ich nahm an, daß die Drainage mit Wasser gefüllt werden und die Schnur durch-näßt werden mußte. Was Kapsch an der Drainage that, sah ich nicht genau, er sagte es mir nachher; gesehen habe ich nur, daß er eine Fänschnur in die Gefäße steckte.

Präf.: Haben Sie denn nun angenommen, daß Dynamit darin war? — Kähler: Das nahm ich jetzt nach den Auf-erungen des Kapsch an. Ich habe nur die Schnur abgewickelt und hatte das Ende der Schnur in der Hand, während Kapsch sie durch den Graben in den Wald zog.

Präf.: Den Einschnitt in den Baum hatte Kapsch gemacht? — Kähler: Ja.

Präf.: Sie hatten aber das Messer? — Kähler: Das habe ich mir erst am andern Tage geben lassen, weil ich mit Essen gekauft hatte.

Präf.: Sie haben gesagt, daß Sie beabsichtigt hätten, bei Rüdelsheim das Dynamit in den Rhein zu werfen, aber Kapsch habe es nicht gewollt. — Kähler: Ja.

Präf.: Kapsch hat Ihnen gesagt, es sei ihm schwer geworden, Geld zu erhalten; hat er Ihnen gesagt, von wem er es bekommen? — Kähler: Von einer Zusammenkunft bei Holzhauser, in welcher das Geld gesammelt sei, hat er mir nichts gesagt; ich weiß auch nichts davon, ob die anderen Angeklagten Geld gegeben haben.

Präf.: Geben Sie zu, daß später eine Versammlung von 10 bis 12 Uhr stattfand, in welcher Sie über das Attentat berichteten? A.: Ja. Es war bei Söhnzen. Wir tauschten unsere Vermuthungen über Reindorf's Verhaftungen aus und wunderten uns, daß man ihn leidend gefaßt habe, da er doch immer einen Revolver trug. Bei der Gelegenheit forderte mich Palm auf, über die Denkmalfestsetzung etwas zu erzählen. Da ich an jenem Abend das Geld für meine Uhr haben sollte, so mußte ich es doch sagen; ich hätte Alles gelhan, was man von mir haben wollte; ich hätte sonst das Geld nicht bekommen.

Präf.: Auch das von der Festhalle haben Sie erzählt? Kähler: Ja, aber nur, um das Geld für meine Uhr wieder-zubekommen. Westweber gab mir dasselbe.

Präf.: Es ist noch ein Kapsch von Ihnen und zwar an Holzhauser beschlagnahmt worden. Nach diesem haben Sie einen Artikel in die „Freiheit“ schreiben wollen. A.: Ich wollte nur einen Aufruf für unsere Frauen erlassen; über den Ausdruck „Artikel“ anstatt „Aufruf“ habe ich dabei nicht näher nachgedacht.

Präf.: Sie haben gestern erklärt, daß Sie der Weisung Reindorf's entgegen nicht eine wasserdicke, sondern eine hanfene Fänschnur gekauft haben. Er muß Sie also inkrust haben. A.: In Bezug auf die Fänschnur allerdings, aber sonst nicht.

Präf.: Sie sagten gestern, die Schnur habe nur soweit gebrannt als sie nicht naß war. A.: Ja, soweit sie verbrannt war, war sie auch verlobt; sie muß auch etwas naß gewesen sein. Von da ab, wo sie frei lag, war sie unbeschädigt; der unbeschädigte und verlobte Theil standen mit einander noch in Verbindung. Wenn die Schnur durchschnitten gewesen wäre, hätte ich es sehen müssen. Als ich die Schnur aufhob, brach der verlobte Theil Stück um Stück ab. Ich wollte dann das Dynamit beiseitigen, da es nicht liegen bleiben konnte. Es interessirte mich nicht, zu erfahren, aus welchem Grunde die Explosion mißglückt war. Nunmehr wird Kapsch wieder vor-geführt. Der Präsident hält ihm die Angaben Kähler's vor.

Kapsch: Was er gesagt hat, ist Lug und Trug. Es ist, wie ich gesagt habe. Kann denn Kähler das Messer beschreiben? Kähler beschreibt ein Messer. Kapsch: So war das Messer nicht, welches ich hatte, und nachher verlor. Ich hatte das Messer von Reindorf erhalten. Reindorf: Das ist richtig. Kapsch: Ich habe mit dem Messer Reindorf's die Schnur durchschneiden, ich hatte aber noch ein eigenes.

Präf.: Es ist also möglich, daß Sie ein Messer an Kähler gegeben haben. — Reindorf: Kapsch hat mir mein Messer

Wollen Sie meine Stütze sein, meine Gesellschafterin, meine Freundin, meine Tochter? — Dann kommen Sie mit mir!“ Sie ergriff die Hände des jungen Mädchens.

Ihr Anerbieten klang so herzlich, so freundschaftlich, daß Lucie gerührt antwortete: „Ja, ich will's!“

Sie hatten inzwischen das Hotel erreicht, in welchem Cordelia mit ihrer Clewin wohnte. Noch an demselben Tage begleitete Cordelia ihre junge Freundin nach Eblers Hause. — Frau Elsler war nicht wenig erstaunt, die Dame, von welcher sie durch Lucie schon gehört hatte, als Gast bei sich zu sehen. Sie nahm sie freundschaftlich auf, und das Anerbieten, das sie Lucien gemacht hatte, rührte auch sie; so leid ihr es auch that, das junge Mädchen, das sie Alle in ihr Herz geschlossen hatten, scheiden zu sehen, so konnte sie doch nicht anders rathen, als daß Lucie das für sie so vortheilhafte Anerbieten annehme.

Es fehlte dabei nicht an Verwünschungen und Ausfällen gegen Amberg und an Versicherungen, daß man nichts ver-säumen werde, den Heuchler gebührend zu entlarven. Der dritte Tag nach diesem Abend ward zur Abreise bestimmt, da Fräulein Cordelia Rodenburg noch am nächsten Tage mit ihrer Clewin einen Ausflug nach Potsdam zu machen gedachte. Sie forderte Lucie auf, sie zu begleiten und selbst-verständlich war auch Brand von der Partie, da Cordelia unter keinen Umständen ohne männlichen Schutz auch nur ihr Hotel zu verlassen wagte.

„Sehen Sie,“ erzählte sie Lucien, „ich habe in dieser Beziehung schon sehr traurige Erfahrungen gemacht. Es sind jetzt etwas über fünf Jahre her, da passirte mir ein Unfall, der dem Ruf meines Pensionats unendlich geschadet hat, ja mir leicht hätte von bleibendem Nachtheil werden können. Damals sollte die älteste Schwester des Fräulein von Steinberg in mein Pensionat kommen, sie reiste ebenfalls allein und reiste ebenfalls durch die Residenz.“

(Fortsetzung folgt.)

später zurückgegeben; es befindet sich in Ebersfeld beim Gericht.

Präf.: Erst sagten Sie, Sie hätten das Messer, mit dem Sie geschnitten, verloren; das ist also eine Unwahrheit. — Kupisch: Ich habe aber die Schnur durchgeschnitten. Rüdler hat die Schnur nicht aufgehoben, sondern ich. Wenn Rüdler sagt, er sei nicht mit mir in der Festhalle gewesen, so ist das auch unwahr. Als mir Rüdler am 23. September erzählte, wozu ich ausersehen sei, gab er mir die Gasflasche und sagte: Sieh, da ist Mehl darin. Als ich nachher mit Reinsdorf sprach, hat dieser nichts davon gesagt, daß ich den Kaiser schonen solle; er hat es später noch einmal wiederholt, daß ich beim Nähen des kaiserlichen Wagens die Schnur anzünden solle. — Rüdler: Ich habe dem Kupisch nichts davon gesagt, daß er die Pistolen tödten solle. Ob ich am 24. September mit Kupisch bei Reinsdorf im Hospitale war, weiß ich nicht genau; ich war aber nur einmal da.

Präf.: Wenn das wahr ist, was Kupisch sagt, daß Sie Beide gemeinschaftlich bei Reinsdorf waren, so muß es jener Tag gewesen sein; sie müssen also auch das gehört haben, was Reinsdorf über die Ausführung des Attentats sagte. — Rüdler: Ich weiß es nicht genau. — Kupisch: Er hat selbst den Schwamm mir gegeben. Als ich den Schwamm an die Schnur befestigte, blieb er zurück und sah nicht zu. — Rüdler: Ich sah an der anderen Seite des Weges und sah es ganz genau.

Präf. (zu Kupisch): Haben Sie bei Ihrer Abreise Alles das dem Rüdler mitgeteilt, was Reinsdorf über die Ausführung des Attentats gesagt hat? Kupisch: Nein, denn er wußte es ebenjogut, als ich selbst.

Präf.: Wozu gab Ihnen Reinsdorf das Messer mit? Kupisch: Damit ich einen Einschnitt in die Bändschnur machen könne, um den Schwamm daran zu befestigen. Er glaubte, mein Messer würde nicht schneiden.

Der Angeklagte Holzbauer wird jetzt vernommen. Er bekennt sich nicht schuldig und erzählt Folgendes: Am 9. September war bei mir eine familiäre Versammlung. Die Anderen kamen auch hinzu. Wir spielten Karten und erzählten uns etwas. Ich weiß nicht, daß Reinsdorf fortgegangen und eine Flasche mit Dynamit mitgenommen hat.

Präf.: Rüdler und Kupisch sagen, daß Ihnen der Plan bezüglich des Niederwald-Attentats mitgeteilt worden sei. Holzbauer: Das ist nicht wahr.

Präf.: Sie sollen am 25. September Abends den Anderen den Plan auseinandergesetzt haben. Holzbauer: Nein.

Präf.: Sie haben früher eidlich bekundet, daß es Ihnen unbekannt sei, daß Kupisch und Reinsdorf sich kennen, heute sagen Sie, die beiden seien am 9. September bei Ihnen gewesen und müssen sich also selbstverständlich gekannt haben. In dem Briefe des Kupisch an Sie aus dem November heißt es: Wie geht es dem August (Reinsdorf)? und in Ihrer Antwort vom 25. November sagen Sie: dem August geht es ganz gut. Holzbauer: Ich verstehe nicht alles das, was mir vorgelesen wird; es muß also im Protokoll ein Irrthum untergelaufen sein. Ich weiß nicht, wie die beiden mit einander bekannt geworden sind, aber doch sie sich gekannt haben, kann ich nicht bestreiten. Ob ich mit dem August den Reinsdorf gemeint habe, weiß ich nicht.

Rheinbach tritt jetzt vor. Ich bin nicht schuldig, das Unternehmen durch Geld unterstützt zu haben, sagt er. Am 9. September habe ich bei Holzbauer nur über Arbeit und Verdienst gesprochen. Ob Reinsdorf dabei war, weiß ich nicht, denn ich kannte ihn nicht. Vorher war jemand zu mir gekommen und hatte gesagt, ich solle zu Holzbauer kommen, es handle sich um Geld; ich glaube aber, es sei das Geld gemeint, welches ich dem Holzbauer für Stiefel schuldet. Bei Holzbauer traf ich noch Kupisch; die Andern kamen später. Ich hatte an jenem Tage einen Wechsel über 10 Mark begehrt und hatte kein Geld mehr. Deshalb ging ich zu dem Zeugen Salosfermeister Lennarz in Barmen und ließ mir 10 M. dieses Geld gab ich Holzbauer für meine Schuld.

Präf.: Sie waren aber nicht so viel schuldig, Rheinbach: Mit den Finsen wird es aber so viel gewesen sein.

Präf.: Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß Kupisch nach Radesheim fuhr? Rheinbach: Nein. Ich habe auch nicht Geld gegeben, damit Kupisch abreisen könne. Im Januar war ich bei Söhngen und es wurde da allerdings von Bändschnur und Reinsdorf gesprochen.

Präf.: Sie sind auch eidlich vernommen und haben bekundet, daß vom Kaiser und Kronprinzen gesprochen worden sei und davon, daß etwas passieren solle. Rheinbach: Dann habe ich das inzwischen wieder vergessen.

Präf.: Während Ihrer Haft sind die Exemplare der „Freiheit“ an Sie angekommen. Rheinbach: Ich habe nicht darauf abonniert.

Söhngen tritt jetzt vor. Er leugnet ebenfalls, Geld zu dem Unternehmen beigelegt zu haben. Er sagt: Ich verkehrte mit Holzbauer und war auch am 9. September bei ihm. Hier traf ich Kupisch, welcher seine Arbeit hatte. Später kam ich wieder zu Holzbauer, traf aber Kupisch nicht mehr an, welcher, wie gesagt wurde, Arbeit hatte. Am 24. September früh 7 Uhr kam Kupisch zu mir und ich zeigte ihm auf sein Verlangen, wo Rheinbach wohnte. Kupisch fragte mich, ob ich ihm nicht einige Mark verschaffen könne, da er abreisen wolle. Abends ging ich zu Holzbauer und Kupisch fragte mich, ob ich Geld hätte. Ich verneinte es und sagte, ich müßte mir sonst etwas Sorgen. Töllner redete mir zu, dies zu thun und ich bekam dann von einem Bekannten 8 M. Ich ging dann zu Holzbauer zurück, ob ich aber das Geld auf den Tisch gelegt oder es dem Kupisch in die Hand gegeben habe, weiß ich nicht. Gesprochen wurde da vom Niederwald und Kupisch, der eben weggehen wollte, sagte, da könne wohl etwas passieren. Später, nachdem die Niederwaldfeier vorüber war und Kupisch zurückgekehrt war, erzählte er mir, daß etwas hätte passieren sollen, a er das nichts geschehen sei. Ich las in der Zeitung von der Explosion in der Festhalle. Kupisch sagte nichts davon, daß er die Explosion veranlaßt habe; ich wußte überhaupt nicht, daß er fortgegangen war. Wir gingen dann zu Töllner, trafen ihn aber nicht und begaben uns dann zu Holzbauer, mit diesem und Kupisch ins Krankenhaus zu Reinsdorf. Kupisch sprach bei dieser Gelegenheit mit Reinsdorf, doch habe ich nicht gehört, was sie sprachen. Später, im Januar d. J., kam Holzbauer zu mir nach Barmen und verschiedene andere auch, von denen ich Einige nicht kannte; nur Rüdler, Palm und Westweber kannte ich. Es wurde von Arbeit gesprochen und aus einem Blatte, vielleicht der „Freiheit“ vorgelesen. Ich hörte sodann, daß von Radesheim und von einer Uhr gesprochen wurde. Da ich mehrmals in häuslichen Angelegenheiten abwesend war, so habe ich den Zusammenhang des Gesprochenen nicht erfaßt.

Präf.: Fiel Ihnen nicht auf, daß am Abend des 24. September noch Geld beschafft werden mußte? Söhngen: Nein, ich glaube, Kupisch wollte nach Hause reisen, weil er keine Arbeit gefunden hatte. Ich wunderte mich dann später, daß er wieder da war.

Der Präsident verliest das über Söhngen's Vernehmung früher aufgenommene Protokoll, welches im Wesentlichen mit dem heute Ausgesagten übereinstimmt. Söhngen: Als ich mit Kupisch im Krankenhaus den Reinsdorf besuchte, gab mir dieser 3 Mark, ich fragte ihn allerdings nicht, wofür ich sie erhielt.

Präf.: Fiel Ihnen das nicht auf? Bekommen Sie öfter von fremden Personen Geld? Söhngen: Ja, ich wurde unterstützt. Ich glaube, daß Kupisch dem Reinsdorf Mittheilung davon gemacht, daß ich ihm (Kupisch) 8 Mark geliehen hatte.

Präf.: Wie kommt es, daß Ihnen die „Freiheit“ zuge-

schickt wurde? Söhngen: Es ist möglich, daß Freunde von mir, welche Sozialisten und auswandernd waren, mir die Blätter zugesandt haben.

Der Angeklagte Töllner erwidert auf die Frage des Präsidenten, ob er schuldig sei: Nein, ich war am 24. September bei Holzbauer, weiß aber nicht, daß eine Geldsammlung stattfand. Ich war betrunken.

Präf.: Das wird von Kupisch auch gesagt, Sie sollen aber 2-3 Mark gegeben haben. Töllner: Ich weiß davon nichts. Kupisch: Er schloß gerade vor Trunkenheit als er aufgefordert wurde, Geld zu geben. Da griff er in seinem Duiel in die Westentasche und gab Geld, wie viel weiß ich nicht.

(Mittagspause 12 1/2—1 Uhr.)

Reinsdorf tritt wieder vor.

Präf.: Sie sind angeklagt, zu zwei Verbrechen angeklagt zu haben, zur Explosion am Denkmal und an der Festhalle. Es handelt sich hauptsächlich um das erste Verbrechen. Reinsdorf: Ich bin an dem Attentate auf dem Niederwald nicht ganz untheilhaftig. Das zweite ist allein Sache der beiden Anderen. Ich möchte Ihnen die Motive mittheilen, welche mich bezogen haben, Kupisch abzuschützen. Die neue Aera, welche nach dem glorreichen Kriege, wie man sagt, eingetreten ist, soll alle Menschen beglückt und befriedigt haben und was liberale Zeitungschreiber sonst noch sagen. Alles das ist aber in Bezug auf die Arbeiter eine Unwahrheit. Die Arbeiter thun Alles und müssen die ganze Staatsmaschine durch ihre Steuern erhalten. Sie bauen Paläste und wohnen in Hütten. Sie sind eine stets verachtete, ungebildete Masse. Und nun legen wir: Alles, was der Staat thut, hat allein den Zweck, ewig diese große Masse in Elend und Dummheit zu erhalten. Nun fragen wir uns: Soll das wirklich ewig dauern? Ist es nicht unsere Pflicht, dem ein Ende zu machen? Oder sollen wir warten, bis etwa nach Jahraufenden die natürliche Entwicklung selbst solche Zustände herbeiführt? Alle die von den oberen Beamtenthümern, welche nicht dazu beitragen, sind verachtungswürdige Kreaturen. Man hat eine sozialdemokratische Partei in Deutschland, in den letzten Jahren handeln diese Leute nicht mehr nach dem kommunistischen Manifeste. Sie sagen: Wir kämpfen mit dem Stimmzettel. Das ist aber kein Kampf, sondern eine Blaspheemie. Aus diesem Grunde hat man jetzt angefangen, eine anarchoistische Bewegung ins Leben zu rufen. Die Sozialdemokraten haben uns immer entgegengeköhrt, ja sogar die Volkspolizei gespielt. Als der arme Dödel hingerichtet war, fingen sie ein großes Geschrei an und verlästerten ihn, daß kein vernünftiger Arbeiter ihnen mehr zuhören konnte. Dann kam das Sozialistengesetz, und die Arbeitgeber gaben den sozialistischen Arbeitern den Laufpaß. Da gab das sozialdemokratische Organ die verächtliche Parole aus, die sozialistischen Arbeiter sollten ihre Befehnung verweigern. Dann legten diese Leute nicht mehr auf die idealen Bestrebungen Gewicht, sondern auf die Fällung des Wagens. Kurz, die Sozialdemokratie artete aus in eine fortschrittliche Bourgeoisie. Man mußte also die anarchoistische Taktik in Deutschland auf den Schild heben. Es wurde gesagt, solche Bestrebungen gingen von Leuten aus, welche kein Vaterland hätten. Es ist verächtlich von uns, wenn wir nicht auch die Hand rühren und zeigen, daß wir dasselbe können, was die französischen Arbeiter vor hundert Jahren schon gelernt haben. Es wird gesagt, es sei furchtlich, wenn ein Fürst sterben müsse, noch furchtlicher ist es aber, wenn Hunderttausende für einen Fürsten sterben müssen. Da ist es noch das kleinere Uebel, wenn einzelne Personen sterben müssen, namentlich, wenn dadurch gute und ideale Ziele erreicht werden. Der Zweck heiligt das Mittel! Wir betrachten ja die Geschichte anders, als die heutige Menschheit. So nennen wir den „heiligen“ Krieg von 1870 nur einen dynastischen Eroberungskrieg. Man nennt unsere Thätigkeit die Propaganda der That. Ja, wir wollen eine Demonstration vornehmen, wir wollen zeigen, daß man die nicht liebt, welche wie man unwahrheitsweise sagt, von allen geliebt werden sollen. Diese Leute, welche hier als meine Genossen angeklagt sind, waren, obgleich sie arm sind, stets bereit, Geld herzugeben. Ich habe meine Pflicht erfüllt und wenn ich auch meinen Kopf verliere, stehe doch schon in der Bibel: sei getreu bis in den Tod! Ich ließ also den Kupisch an mein Bett kommen und legte ihm auseinander, daß es notwendig ist, am Niederwald bei der Feier ein Attentat zu vollführen. Ich gab ihm dann Anleitung, wie er es machen solle, gab ihm mein Messer und erwähnte ihn, ja recht glatt die Schnur zu durchschneiden. Ich hatte Dynamit vergraben; es wußte Niemand etwas davon, auch Holzbauer nicht; vergraben habe ich es in einem Grundstücke, welches Holzbauer gepachtet haben soll. Später ist natürlich nichts mehr gefunden, weil Kupisch es geholt haben wird. Ich weiß nicht, wie dieser dazu kommt, den Holzbauer hineinzubringen. Zu Kupisch sagte ich, er solle sagen, daß Geld, welches gefordert wurde, sei für mich bestimmt; ich hatte immer Kredit. Ich habe ihm ausdrücklich gesagt, er sollte nicht die Andern mit hineinzubringen; sie haben alle Frau und Kinder. Dem Rüdler habe ich nur den Auftrag gegeben, mitzugehen quasi als Deckung, oder sympathische Deckung, damit den Kupisch das Herz nicht in die Schube falle. Natürlich habe ich dem Kupisch nicht das Messer in die Hand gegeben, daß er die Schnur durchschneide, wie er es gethan haben will. Dem Rüdler habe ich also keine Instruktionen gegeben, nur dem Kupisch. Ob ich gesagt habe, er solle den Kaiser oder den König von Sachsen tödten, weiß ich nicht, darauf kam es auch gar nicht an, sondern nur darauf, eine Demonstration zu machen. Zu Rüdler habe ich nicht gesagt, der Wagen des Kaisers soll geschont werden. Vielleicht hat er so etwas ausgesprochen. Was die beiden unterwegs gemacht haben, weiß ich nicht. Sedenfalls nicht Gefährliches. Belobigen für seine Heldenthaten habe ich natürlich den Kupisch nachher nicht können.

Präsident: Es ist mir noch zweifelhaft, wie Sie einen Andern zu einem so schweren Verbrechen anstiften konnten und die That nicht selbst ausführten. — Reinsdorf: Ich selbst konnte es nicht, weil ich im Krankenhaus lag.

Präf.: Wenn Sie also den Kupisch und Rüdler in der Absicht abgesandt haben, entweder den Kaiser, oder den König von Sachsen oder sonst jemand zu tödten, belohnen Sie sich dann schuldig dessen, was Ihnen die Anklage zur Last legt? — Reinsdorf: Ich betrachte Alles nur als eine Nachfrage. Wenn ich hier Regimentsführer hätte, so wäre die Sache ganz anders. Ich habe die Sache erzählt und erwarte, was beschlossen wird.

Oberreichsanwalt v. Sedendorf läßt den Angeklagten fragen, welche Informationen er dem Rüdler gegeben habe.

Reinsdorf: Züher habe ich vielleicht einmal mit ihm über so etwas gesprochen, aber zuletzt nicht. Erst als man Geld genug hatte, sagte ich: Na, dann kann Rüdler mitgehen. Die Bekanntschaft im Hospital war bald vorüber, ich konnte also nicht Jedem Instruktionen geben und mußte erwarten, daß Kupisch dem Rüdler das Nähere sagen werde.

Kupisch: Reinsdorf hat mir nicht den Ort beschrieben, wo das Dynamit lag. Holzbauer hat es gewußt, ebenso dessen Frau. Holzbauer hat es mir selbst gegeben. Rüdler hat ebenjogut als ich die Instruktion Reinsdorf's gehört, denn er neigte seinen Kopf zu ihm, da Reinsdorf sehr leise sprach.

Präf.: Rüdler, Reinsdorf behauptet selbst nicht, Ihnen gesagt zu haben, Sie sollten den ersten Wagen schonen. — Rüdler: Ich habe es so verstanden.

Der Gerichtsschreiber, Konsultath Schlegel verliest nunmehr eine am 5. Juli d. J. auf dem Niederwald vorgenommene Ortsbestimmung. Anwesend war dabei Kupisch, und erläuterte, wie er die Mine gelegt habe. — Zeuge Landrichter Schäfer aus Ebersfeld (bestätigt die Richtigkeit des Protokolls und fährt fort): Kupisch sagte damals, der Weg

sei sehr nah gewesen. Von Zweigen hat er gesprochen, die er auf den Weg gelegt habe. Auf dem Wege hat er mir die Stelle genau bezeichnet, wohin er das Dynamit gelegt hat und wo er die Bändschnur angebracht hat. In Radesheim nahm ich auch eine Besichtigung vor. Kupisch zeigte mir hier die Wohnung des Schneiders Engelmann, wo er logirt hatte. Vorher war ich mit Kupisch in Ahmannshausen, wo er mir das Logis zeigte, welches er benutzt habe. Das Gleiche geschah in Coblenz. Ich habe nicht daran gezweifelt, daß das wahr sei, was er mir sagte. — Zeuge Kleiner aus Forsthaus Ahmannshausen bei Radesheim: Auf der linken Seite der Straße vom Denkmal nach Radesheim war ein ausgetretener Fußweg, neben diesem ein Graben, in welchen wir den Schlamm von der Fahrbahn gebracht hatten, weil diese ganz zerfahren war. Den Schlamm überdeckten wir mit Reisern. Ueber den Graben hing ein Baumast herab. Die Stämme, welche sich jetzt hier befinden, passen genau auf die Stümpfe, welche an jenem Orte sich noch jetzt befinden. Am Abend vor der Enthüllungsfest, am 27. September, hat es geregnet; ob es auch in der Nacht zum 28. geregnet hat, weiß ich nicht genau.

Ober-Reichsanwalt v. Sedendorf: Konnte man von der Stelle aus, wo die Drainage war und der Baumstamm, auf die Fahrbahn sehen? — Zeuge: Ja, auf dreißig Schritte, denn die Bäume standen nicht allzu dicht, auch war das Laub etwas abgefallen. — Zeuge Waldarbeiter Kessler aus Breßberg bei Radesheim: Im Juli wurde ich dort an den Weg hinbestellt und befragt, wer den Baum abgehauen habe, von dem nur noch ein Stumpf zu sehen war. Ich ermittelte, wohin die Stämmchen gekommen waren und schaffte sie wieder herbei; sie passten meiner Ueberzeugung nach genau auf den Stumpf. — Zeuge Kleiner: Ich habe die Bäume dem Gerichte eingesehnt. Damals habe ich noch nicht gesehen, daß ein Einschnitt darin war. (Die beiden Baumstämme werden vorgezeigt.) — Zeuge Schäfer zeigt den Einschnitt, den ihm damals Kupisch als den von ihm gemachten gezeigt hat. — Zeuge Kleiner: Es steht nach meiner Ueberzeugung der Annahme nichts entgegen, daß Kupisch den Einschnitt gemacht hat. Daß diese beiden Bäume an jener Stelle gestanden haben, ist unweifelhaft. Zeuge Karsch, Kataster-Kontrolleur in Radesheim: Ich war bei der Besichtigung zugegen und habe die Zeichnung (sie wird dem Zeugen vorgelegt) angefertigt. Als die Stämmchen angepaßt wurden, war ich auch zugegen. Der eine dort anwesende Arbeiter sagte, er habe dieselben abgehauen und fortgeschafft. Der Zeuge erkennt die ihm vorgelegten Stämme als die in Frage stehenden wieder.

Präf. (zum Zeugen Kleiner): Standen die Bäume dort so dicht, daß dadurch die am Boden liegende Schnur von Durchdringung durch Regen hätte geschützt sein müssen? — Zeuge: Nein, die Schnur mußte überall nah werden. Wenn sie mit Laub oder Erde bedeckt war, so wäre sie wohl kurze Zeit noch trocken geblieben, aber nicht auf die Dauer. Einzelne Theile der Schnur konnten nicht näher sein als andere. — Zeuge Bergmann, berittener Gendarme in Radesheim: Im April habe ich den Kupisch an Ort und Stelle hingeführt. Er kannte genau den Weg. Am Abend des 27. September vor. J. waren noch Arbeiter am Kaiserfest beschäftigt bis in die späte Nacht. Zeuge beschreibt dann die Reihenfolge des Festzuges. Der Wagen, in welchem der Kaiser mit dem Kronprinzen saß, war der vorletzte. Ich ritt ebenfalls in dem Zuge. Ich vermute, daß während der ganzen Feier die Stelle, wo sich die Drainage befand, schwach mit Menschen besetzt und bewacht war. Die Drainage befand sich etwa 500 Schritte von dem Denkmal entfernt. Die Nacht zum 28. hat es stark geregnet, auch am Abend des 27., an welchem eine Illumination stattfand. (Auf Befragen durch den Oberreichsanwalt.) Es waren erst oberhalb der Drainage Leute aufgestellt, welche das Zurückweichen der Wagen verhindern sollten. Der Weg war von Schmutz reingeträgt. — Zeugin Rosa Viebler aus Radesheim: Am Abend vor der Feier kamen zwei Leute in das Haus meines Vaters und tranken Wein; der eine legte ein in schwarzes Ledertuch gewickeltes Paket auf den Schrank. (Kupisch und Rüdler werden ihr gezeigt.) Ich weiß nicht, wer von diesen Beiden das Paket niedergelegt hat, auch nicht, ob überhaupt einer von ihnen, da ich sie nicht wiedererkannte.

Zeugin Luise Viebler (deren Schwester): Einer legte mit Vorzicht das Paket auf den Schrank; ob es wieder abgeholt wurde, weiß ich nicht. Weder den Kupisch noch den Rüdler kann ich als einen jener Leute wiedererkennen. Zeuge Schwarz, Kaufmann in Ahmannshausen, und dessen Mutter, Hotelbesitzerin, welche darüber vernommen werden sollten, daß Kupisch und Rüdler in ihrem Hause logirt haben, werden unverändert entlassen, da die Angeklagten nicht mehr gezeugnet haben, daß gewesen zu sein. Zeuge Hotelbesitzer Distingger aus Koblenz: Daß am 28. September, Abends, zwei Leute ein Zimmer wänschten, weiß ich nicht mehr genau; ich erkenne auch die beiden Leute (Kupisch und Rüdler) nicht wieder. Von der Vernehmung des Zeugen Kellner aus Koblenz wird auch abgesehen, ebenso von der des Taxators Schüller aus Koblenz. Zeugin Frau Engelmann aus Radesheim: Am 26. September Abends wurden mir durch den Jungen Stiil zwei Leute zugeführt, welche bei uns logiren wollten. Sie blieben die Nacht und bezahlten am anderen Morgen 5 Mark. Es werden wohl die Angeklagten Kupisch und Rüdler gewesen sein. Zeuge Engelmann jun. II, deren Sohn, wird ebenfalls nicht abgehört. (Schluß 4 Uhr.)

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Das fortwährende Reduziren der Löhne in der Fabrik der Berliner Fabrikation hat einen Zustand für die betroffenen Arbeiter geschaffen, welcher gegenwärtig geradezu unerträglich zu nennen ist. Selbst die umliegenden Ortschaften Veitshausen, Straußberg und Rosowitz, welche ausschließlich für Berlin arbeiten, müssen diesem unglücklichen Druke unterliegen, wenn in keiner Weise Abhilfe geschaffen wird; man denke nur, daß innerhalb der letzten Wochen der Lohn auf den meisten Artikeln, vorzüglich in Eisen, um 50 Prozent gesunken ist. Wenn man nun in Betracht zieht, daß der Winter stets größere Anforderungen an jeden Einzelnen stellt als der Sommer, wenn man ferner erwägt, daß der Lohn auch im Sommer nur so hoch ist, um die nöthigste Existenz dabei zu haben, so wird sich Jeder ein klares Bild davon machen können, in welcher Lage sich die Arbeiter der genannten Orte befinden. Dieselben haben sich nun in ihrer verzweifelten Lage mit einem Schreiben an die Herren Fabrikanten gewandt, in welchem dieselben ersucht wurden, den Lohn doch wenigstens nach dem mit eingekauftem Material für den Winter-Lohn-Tarif zu zahlen. Dieses Schreiben wurde nur von sehr wenigen Fabrikanten beantwortet, und erkannten dieselben in ihren Antworten vollständig an, daß von den gegenwärtig gezahlten Löhnen keine Familie erhalten werden kann! Jedoch wurden auch hier wieder nur allgemeine Ausreden: Sie könnten nicht mehr zahlen, weil sie sonst nicht leistungsfähig wären u. s. w. geantwortet. Nun fragt es sich, wie die Arbeiter allen an sich gestellten Anforderungen gerecht werden sollen, wenn sie von den Fabrikanten ihre Arbeiten fast umsonst machen müssen. Eine solche Forderung, für die Arbeit einen Lohn zu bekommen, welcher zum Mindesten für die notwendigen Lebensbedürfnisse ausreicht, wird wohl Niemand ungerecht finden. Die allgemeine Stuhlarbeiter-Vereinigung Berlins, deren Lage der Sache zu weiteren Schritten einen vorläufigen Beschluß von 300 R., jedem Ort à 100 R., zur Verfügung gestellt, und wird so viel wie möglich alles Weitere unternehmen.

Politische Uebersicht.

Der Reichstag hat sich verlagert und die Reichsboten gehen in die Ferien. Wer mag es ihnen verargen, wenn sie diesen Tag, an welchem sie der Heimath zufließen können, um im Kreise ihrer Familien das Fest der Liebe, Weihnachten, zu verbringen, mit einer gewissen Freude begrüßen? Sicherlich Niemand! — „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Das ist der Weihnachtsruf, der nun schon über 1800 Jahre erschallt und dennoch niemals verwirklicht wurde. Aber gerade die gesetzgebenden Körperschaften und also auch der Deutsche Reichstag — sind berufen mitzuwirken, daß diese schönen, herrlichen Worte endlich zur Wahrheit werden. Leider haben die Debatten im Reichstag gezeigt, daß dieser Zeitpunkt noch in weiter Ferne liegt. Der Militäretat zeigt uns, daß der Friedensengel noch lange Zeit gebraucht wird, um sich die Sorgen aller Menschen zu erobert und die meisten der sonstigen Vorlagen im Reichstage sind auch keineswegs geeignet, große Hoffnungen in uns zu erwecken. — Die wenigen Wochen, welche der neue Reichstag in seiner Thätigkeit zurückgelegt hat, ergeben ein sehr bewegtes Bild parlamentarischen Lebens. Die meisten Vorlagen und Anträge ruhen freilich noch im Schooße der Kommissionen und bei einigen derselben ist es fraglich, ob sie je ihre Auserziehung aus denselben erlangen werden; eine entschiedene Majorität fanden nur der Dänenantrag, der Antrag auf Beseitigung der sog. Raigeetze und — wenn auch in abgeschwächter Form — der Antrag auf Abänderung des Krankenversicherungsgesetzes. Nach den Ferien wird die Thätigkeit des Reichstages in höherem Grade beginnen; die dann aus den Kommissionen vorliegenden Beschlüsse werden noch einmal der Prüfung des Plenums unterliegen und von Seiten des Bundesraths kommen noch verschiedene Vorlagen an das hohe Haus. Ganz besonders interessant dürfte die Debatte über die Denkschrift zur Begründung des neuen Belagerungszustandes gestalten; ein großer Theil, wenn nicht die Mehrzahl des Reichstages — soll der Ansicht sein, daß durch denselben das nicht erreicht wird, was die Gesetzgebung durch ihn erreichen sollte; man geht von der Ansicht aus, daß eine öffentliche Agitation der Sozialdemokraten — so bald sich dieselbe in gesetzlichen Bahnen bewegt — einer geheimen, sich den Augen der Behörden entziehenden Thätigkeit — entschieden vorzuziehen sei. — Auch die Anträge des Zentrums und der Sozialdemokraten auf Einführung von Schutzgesetzen für die Arbeiter, resp. Einschränkung der Frauen- und Beseitigung der Kinderarbeit, werden Anlaß zu lebhaften Diskussionen geben. Und ebenso die Anträge der Agrarier auf Erhöhung der Kornzölle. Hoffentlich werden diese Diskussionen zur Aufklärung des Volkes wesentlich beitragen; es wird jedenfalls im Reichstage Männer geben, welche vermöge ihrer nationalen Gesinnung die wirtschaftlichen Kalamitäten klar zu legen und durch den Nachweis zu erbringen, daß der Kampf gegen die Kalamitäten eine Eignis-Arbeit ist, wenn man sich nicht entschließen kann, die Ursachen zu beseitigen. — Wir unterwerfen den Moment mit Freuden begrüßen, in welchem die auswärtigen Männer Deutschlands im Parlament ihre Thätigkeit der Beseitigung der Wurzel allen wirtschaftlichen Übels widmen würden. — Wenn dies geschieht, dann werden die herrlichen Worte: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ ihrer Verwirklichung entgegen geben.

Österreich. Sieben deutsche Universitätsstudenten standen in Prag unter der Anklage, einer Majestätsbeleidigung dadurch schuldig gemacht zu haben, daß sie einen am 16. Mai hier abgehaltenen Kommerz in dem Momente, als die Kollegiume intonirt wurde, demonstrativ verließen. Die von Dr. Hecht als Anwalt aus Prag verteidigten Angeklagten wurden freigesprochen.

Frankreich. Eine in Paris eingetroffene Depesche des Generals Briere de l'Isle vom heutigen Tage meldet, 2000 bis 3000 Chinesen seien von den Bergen herabgestiegen, um ein Dorf, welches acht Kilometer nordöstlich von Chu liegt, anzugreifen. Ein Theil der Besatzung, welche aus der Fremdenlegion und türkischen Schorffschützen besteht, sei den Feinden entzogengegangen, habe dieselben zerstreut und ihnen beträchtliche Verluste beigebracht. Die Franzosen hätten 24 Tode und Verwundete.

Spanien. In dem Treppenhaus eines Privatgebäudes in Barcelona fand gestern eine Dynamitexplosion statt, durch welche einige Personen angezündet wurden. Menschenleben sind nicht zu beklagen.

England. In London herrscht kein Zweifel darüber, daß die Explosion an der London-Brücke das Weib derselben fenschen Dynamitstaden ist, welche im vorigen Jahre die Explosionen in Whitehall und in den Tunneln der unterirdischen Hauptbahnhöfen verursacht haben. Die polizeilichen Recherchen haben festgestellt, daß die Explosion nicht durch amerikanisches Dynamit bewirkt wurde, sondern durch einen im Anlande fabrizierten Artikel, wie der war, welcher bei der Ausbreitung gegen das Regierungsgebäude in Whitehall und die Diskon der „Times“ verwendet wurde. Trotzdem erhebt die „Times“ bei dieser Gelegenheit von Neuem die Forderung, die Vereinigten Staaten möchten ihre Gesetzgebung dahin abändern, daß den Dynamit-Verwandern nicht länger Straffreiheit gesichert sei. Demgegenüber erinnern wir daran, daß Präsident Arthur in seiner jüngsten Jahresbotschaft „Ausbreitung der Bestimmungen der Neutralitätsgesetze auf alle offenbaren gegen den Frieden befreundeter Nationen begangenen thatlichen Akte“ empfohlen hat, wobei er, wie man annehmen darf, jene Verwandern ins Auge gefaßt hat. Aber Mr. Arthur's Scheu, das Kind beim rechten Namen zu nennen, erschwert, wenigstens für die nächste Zeit, der Forderung der „Times“ wenig Aussicht auf Erfüllung.

Ägypten. Die Entschädigungskommission in Alexandria beschloß gestern, den Fürsten Bismarck zu ersuchen, den Rittern der westafrikanischen Konferenz die Nothwendigkeit einer sofortigen Auszahlung der anerkannten Entschädigungssummen klar zu machen. — Aus Suakin wird gemeldet, daß der Mahdi jüngst Osman Digma aufgefordert habe, ihm Hilfe zu senden, da seine jüngsten Niederlagen bei Dongola und der Anmarsch der Engländer solche nöthig mache. Osman Digma wollte dem Mahdi 2000 Mann des Araber-Stammes senden, allein die Scheiks widersetzten sich der Ausführung dieses Beschlusses, da sie schon jetzt selbst zu wenig zahlreich seien, um einem Angriff der Engländer widerstehen zu können. Osman Digma theilte daher dem Mahdi mit, daß es unmöglich sei, ihm Hilfe zu senden.

Süd-Afrika. Sir Charles Warren hat Cape Town verlassen, um die Operationsbasis am Orangefluße zu inspicieren. Er gedenkt Anfangs nächsten Jahres mit 1000 Freiwilligen in Bechuanaland einzurücken. Die regulären Truppen werden folgen, wenn sie gebraucht werden. Die Minister sind nach Cape Town zurückgekehrt.

Parlamentsberichte.

Deutscher Reichstag.

18. Sitzung, Donnerstag, 18. Dezember, Vormittags 11 Uhr.

Am Tische des Bundesraths v. Bötticher.

Präsident v. Wedell-Biesdorff eröffnet die Sitzung um 11 Uhr 15 Minuten mit den üblichen geschäftlichen Mittheilungen.

Eingegangen ist die Ausdehnung des Unfallversicherungs-Gesetzes auf das Transportwesen und die land- und forstwirtschaftlichen Gewerbe.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die Wahl der Präsidenten für die Dauer der Session.

Abg. v. Benda beantragt durch Affirmation das bisherige Präsidium wieder zu wählen.

Da sich hiergegen ein Widerspruch nicht erhebt, so ist das bisherige Präsidium für die Dauer der Session wieder gewählt.

Präsident v. Wedell dankt dem Hause für die ihm bisher bewiesene Unterstützung und nimmt die Wahl für die Dauer der Session in der Hoffnung an, daß ihm wie bisher die Unterstützung des Hauses zu Theil werde.

Auch Abgg. v. Frankenstein und Hoffmann nehmen die Wahl zu Vicepräsidenten an.

Es folgt die zweite Berathung des von den Abgeordneten Grillenberger und Kayser eingebrachten Gesetzentwurfes, betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 15. Juni 1883 über die Krankenversicherung der Arbeiter auf Grund des Reichs der VIII. Kommission. Diese beantragt folgende Form:

Mitgliedern solcher bestehenden Hilfsklassen der in § 75 des Krankenversicherungsgesetzes vom 15. Juni 1883 — R. G. B. S. 73 bezeichneten Art, welche am 1. Dezbr. 1884 den daselbst festgesetzten Anforderungen nicht entsprechen, aber bereits an diesem Tage die zur Erfüllung dieser Anforderungen erforderlichen Abänderungen ihrer Statuten mit dem Antrage auf fernere Zulassung oder Genehmigung bei der zuständigen Stelle eingebracht haben, ist, sofern sie der Klasse schon vor dem 1. Dezember 1884 angehört haben, der Austritt aus derselben Orts- Betriebs- (Fabrik-, Bau- oder Jannungskasse, welcher sie auf Grund des Krankenversicherungsgesetzes vermöge ihrer Beschäftigung angehören, auch im Laufe des Rechnungsjahres und ohne die §§ 19, 63, 72, 73 a. a. D.) vorgeschriebene Kündigung zu gestatten, wenn

1. Die Hilfsklasse, welcher sie angehören die fernere Zulassung oder Genehmigung auf Grund abgeänderter Statuten, nach welcher sie den Anforderungen des § 75 a. a. D. genügt, bis zum 1. Juli 1885 ermitteln.
2. Der Austritt innerhalb 4 Wochen nach erfolgter fernere Zulassung oder Genehmigung der Klasse bei der zuständigen Stelle angemeldet wird.

Der Austritt ist in diesem Falle mit dem auf die Anmeldung folgenden Bahlungstermine für die Klassenbeiträge zu gestatten.

Abg. Hartwig (Antifemist) schildert, wie schwierig es für die den freien Klassen angehörigen Arbeiter gewesen sei, innerhalb der kurz bemessenen Frist ihre Statuten mit den Bestimmungen des Krankenversicherungsgesetzes in Uebereinstimmung zu bringen. Redner bittet, daß der vorliegende Antrag möglichst noch bis zu Weihnachten vom Bundesrathe genehmigt werde.

Staatssekretär v. Bötticher: Ich bin mit der Tendenz des Antrags wohl einverstanden, kann aber nicht versprechen, daß der Bundesrath schon zu Weihnachten den Arbeitern eine solche Gesetzesänderung beschert werde, er will auch Weihnachtsferien haben. Ich verspreche Ihnen aber, daß die Sache nach Möglichkeit beschleunigt wird. Noch wichtiger ist die Beschleunigung der Statutengenehmigung. (Beifall)

Abgeordneter Kayser: Meine Herren! Meine Partei kann für diesen Antrag, wie er vorliegt, nur gezwungen stimmen. Wir erkennen einen Nothstand an, und nur, weil die Reichsregierung nicht mehr leisten will, stimmen wir für diesen Antrag, damit nach einer Seite hin wenigstens dem äußersten Nothstande Abhilfe geschaffen wird. Die Rede des Herrn Hartwig hat mich außerordentlich befriedigt, ich hätte gewünscht, er hätte dieselbe bei der ersten Berathung dieses Gesetzentwurfes gehalten. Die heutige Rede von ihm war so, daß sie auch von unserer Seite hätte gehalten werden können. Was den sachlichen Inhalt derselben betrifft, so kann ich demselben nur voll zustimmen, doch in schriftlicher Weise in Sachen in die bestehenden Klassen-Rechte eingegriffen worden ist. (Abg. Hartwig: Das habe ich nicht gesagt.) Herr Hartwig hat besonders auf die Zustände in Sachen aufmerksam gemacht und es ist ja gut, daß wir stenographische Berichte haben, die feststellen, was gesagt worden ist. Ich bedauere nur, daß Herr Hartwig nicht einen Abänderungsantrag mit seiner Partei eingebracht hat, um die Beschwerden, die durch das Krankenversicherungsgesetz verursacht werden, zu beseitigen. Der Herr Abg. Hartwig hat dann von dem Drittbeitrag der Arbeitgeber gesprochen und darauf hingewiesen, daß dadurch Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich entziehen. Das haben wir bereits bei der Berathung des Krankenversicherungsgesetzes gesagt, aber damit bei den Parteigenossen des Herrn Hartwig keinen Beifall gefunden. Der Antrag Struckmann wird wenig helfen und stimmen wir ihm, wie gesagt, nur zu, um die Möglichkeit einer geringeren Kränkung des bisherigen Rechts herbeizuführen. Ich muß dann noch auf eine Auslassung des Herrn Abg. Tröndlin in der ersten Berathung zurückkommen. Derselbe hat damals meine Beschuldigungen gegen den Leipziger Stadtrath für ungerechtfertigt erklärt und damals wurde in der nationalliberalen Partei und auf der rechten Seite Hört, Hört! gerufen. Wenige Tage später hat das offizielle Blatt der Regierung „die Leipziger Zeitung“ die Verurteilung gebracht, daß die Auslassung des Herrn Abgeordneten Tröndlin nicht genau gewesen sei, welche wiederholt den Leipziger Stadtrath daran erinnern mußte, die Angelegenheit zu ordnen. Eine Antwort von Herrn Tröndlin habe ich nicht gelesen. Ich wünsche, daß Sie jetzt auch Hört, Hört! rufen. Mir erscheint die Hauptmannschaft glaubwürdiger als der Stadtrath von Leipzig. Es werden sich im Laufe der Zeit noch eine Menge von Beschwerden einfinden und es werden noch viele Reformvorschlüsse gemacht und auch durchgeführt werden müssen. Schon jetzt ist die Verwirrung eine überaus große. Zum Schluß bemerke ich nochmals, daß ich mich außerordentlich darüber freue, daß jetzt von Ihnen (rechts), wo sonst immer nur allgemeines widersprechendes Gemurmel eintrat, wenn wir Klagen erhoben, unsere früheren Voraussetzungen durch einen Abgeordneten Ihrer Partei bestätigt worden sind. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Graf Waldburg-Beil legt Berwahrung ein gegen die bei anderer Gelegenheit gefallene Behauptung, der Bürgermeister v. Ravensberg habe die Arbeiter gezwungen, den Ortsklassen beizutreten.

Abg. Richter: In Neuß besteht eine Hilfsklasse mit starkem Referend, die ihren Mitgliedern mehr gewährt, als das Gesetz verlangt. Die russische Regierung hat dieser Klasse zur Bedingung gemacht, daß sie keine neuen Mitglieder aufnimmt, wenn sie ihre Statuten genehmigt haben will. Auf Beschwerden wird die Klasse auf ähnliche schöne Beispiele in Sachsen verwiesen. Um nun wenigstens den alten Mitgliedern den Bestand der Klasse zu retten, geht diese auf die beschwerenden Bedingungen ein. Die beantragte Gesetzesänderung kann ihr nichts mehr helfen. Da haben Sie einmal ein schönes Beispiel, wie das Gesetz gehandhabt wird.

Staatssekretär von Bötticher: Die Klasse in Neuß hätte sich lieber an den Reichskanzler, als an Herrn Richter wenden sollen, da wäre ihr wohl geholfen worden, indem sie neue Statuten ohne die beschwerenden Bedingungen einreicht. Werden diese verweigert, so steht Beschwerde an den Reichskanzler zu. Es können jedoch lokale Bestimmungen die russische Regierung geleitet haben.

Abg. Hartwig knüpft an die Aeußerungen des Abgeordneten Kayser an, um die Regierung von dem Vorwurfe zu reinigen, als ob sie von feindseligen Tendenzen gegen die freien Klassen geleitet worden sei.

Abg. Tröndlin weist entrüstet Kayser's Anweisungen zurück, daß die Stadt Leipzig erst zur Friedigung der Klassenstatuten durch den Kreishauptmann gezwungen worden.

Abg. Richter stellt östlich den Hergang in Neuß dar, woraus durch absichtliche Verschleppung der Regierung die Möglichkeit einer Berufung an den Reichskanzler unmöglich wurde.

Abg. Dr. Frege bestreitet, daß die preussische Regierung bei ihrem Vorgehen von illegalen Absichten geleitet sei. Uebrigens befinden sich bekanntlich die Arbeiter in Neuß sehr wohl.

Abgeordneter Bebel: Meine Herren! Aus der Rede des Abg. Dr. Frege habe ich nur das Eine mit einer gewissen Genugthuung gehört, daß die Arbeiter in Neuß sich wohl befinden. Dieselben haben wahrscheinlich diesem Wohlfinden dadurch Ausdruck gegeben, daß sie hierher einen sozialdemokratischen Abgeordneten gewählt haben und wie ich hoffe, bei der bevorstehenden Nachwahl wiedergewählt werden. Das Eine möchte ich nur konstatiren, daß auch verschiedenen Mitgliedern unserer Fraktion gerade aus Neuß Beschwerden mitgeteilt worden sind. Ich komme nun mit kurzen Worten auf die Ausführungen des Abg. Hartwig zurück. Derselbe hat allerdings in seiner zweiten Rede versucht, die Ausführungen seiner ersten Rede möglichst zu verächteln. Das Eine steht aber fest, daß die Art und Weise der Angriff- und Beschwerden, wie sie in seiner ersten Rede Ausdruck fanden, entschieden ein Angriff auf die Grundlagen der ganzen Sozialreform der Regierung waren. d. h. ein Angriff gegen dasjenige Gesetz, welches als Grundlage der Sozialreform der verbündeten Regierungen angesehen wurde. Er hat nun allerdings in seiner weiteren Rede, wie er sagte, eigentlich im Interesse der Arbeiter das Wort genommen. Nein, doch! Der Abg. Hartwig hat im Interesse der Arbeitgeber das Wort genommen, wie ich es ausdrücklich erklären will; er würde auch heute so wenig, wie bei der ersten Lesung des Gesetzes Veranlassung genommen haben, in dem Sinne, wie jetzt, zu sprechen, wenn nicht mittlerweile das Gesetz seit dem 1. Dezember in Wirksamkeit getreten wäre, und wenn nicht nurmehr die Arbeitgeber klar sähen, was dieses Gesetz für sie bedeutet, und in den weitesten Kreisen der Dresdener Arbeiter gegen das neue Krankenversicherungsgesetz nicht die allergrößte Unzufriedenheit ausgebrochen wäre. Die Herren sind zum weitaus größten Theil im höchsten Grade unzufrieden, daß sie nach diesem neuen Gesetz die Verpflichtung auferlegt bekommen, die Hälfte der Beiträge ihrer Arbeiter zur Krankenkasse zu zahlen und gerade der Abg. Hartwig ist seitens jener Arbeitgeber gedankt worden darauf hin zu wirken, daß ähnliche Anträge, wie der heute vorliegende, noch möglichst rasch und baldmöglichst erledigt werden, damit die Arbeitgeber, Herr Abg. Hartwig, aus ihrer unangenehmen Position, in der sie sich gegenwärtig befinden, indem sie Klassenbeiträge zu zahlen haben, die sie nicht zahlen mögen, herauskommen und Zeit gewinnen ihre Arbeiter in die freien Klassen auf die eine oder andere Weise hineinzubringen. Es ist Thatsache, daß sowohl die Gewerkskollegen des Herrn Hartwig, die Baumeister, zum größten Theil, wie insbesondere, wie auch eine große Zahl von Fabrikanten in Dresden den Beschluß gefaßt haben, keinen Arbeiter mehr zu beschäftigen, wenn er nicht in kürzester Zeit einer freien Hilfsklasse angehört. Es ist sogar wie mir aus bester Quelle berichtet wurde, bei einigen der Herren die Idee aufgetreten, jetzt, wo so wie so eine ganze Reihe von Feiertagen bevorsteht und die Arbeit nach den Feiertagen eist drängt, lieber auf einige Wochen eine größere Zahl von Arbeitern zu entlassen, um sie auf diese Weise wieder aus den Ortsklassen abmelden zu können, und ihnen später, wenn sie wieder angemeldet werden, zu erklären: Wenn ihr nicht nachweilt, daß ihr einer freien Hilfsklasse angehört, nehmen wir Euch nicht auf. (Sehr richtig links.) Also diese Seite der Arbeiterfreundlichkeit ist des Herrn Hartwig möchte ich ins rechte Licht gestellt wissen. Diese Erfahrungen, welche wir in Dresden machen, stehen nicht vereinzelt da. Aus den Zeitungen ist ersichtlich, daß es anderswo eben so zugeht. So ist es beispielsweise namentlich in Mainz der Fall. — Sie sehen also, daß hier ein Weg seitens der Arbeitgeber beschritten wird, der, wenn auch ungewollt, mit der Stellung, die wir von vornherein dem Kranke Versicherungsgesetz gegenüber einnahmen, wesentlich übereinstimmt. Es wird also m. H. nicht ausbleiben, daß, wenn wir erst einmal die Sachlage klar überblicken können, sie gezwungen werden, wesentliche Änderungen an diesem Gesetz vorzunehmen. Aber nicht nur an diesem, sondern auch an dem Unfallgesetz, welches eng damit zusammenhängt. Es wäre eine sehr große Ungerechtigkeit, wenn Hunderttausende deutscher Arbeiter in freien Klassen organisiert und verpflichtet sein sollten, einen großen Theil der Unfallkosten in den Krankenkassen zu tragen ohne Beihilfe der Arbeitgeber, während sie andererseits verpflichtet sind, in den Unfallklassen der Arbeitgeber mitzu zahlen. (Sehr richtig links.) Der Vorwurf des Abg. Hartwig, daß wir nur die Unzufriedenheit der Arbeiter schürten, ist also in Nichts gerechtfertigt. Wir wirken nur darauf hin, daß die Arbeiterklasse keine Ursache zur Unzufriedenheit mehr haben soll. (Bravo.)

Abg. Hartwig verweist sich gegen den Vorwurf, daß er die Interessen der Arbeitgeber vertritt. Wäre er nicht im Reichstage, so würde er diese Aeußerung als eine infame Beschuldigung bezeichnen.

Präsident v. Wedell-Biesdorff erklärt diese Aeußerung für unzulässig. Wäre sie nicht in hypothetischer Form abgegeben, würde er den Redner zur Ordnung rufen haben.

Abg. Hartwig: Bebel scheint in adäquater Mithilfe zu sprechen. Er (Redner) spreche doch deutsch. (Große Heiterkeit.)

Abg. Graf Waldburg-Beil legt Berwahrung ein gegen die bei anderer Gelegenheit gefallene Behauptung, der Bürgermeister v. Ravensberg habe die Arbeiter gezwungen, den Ortsklassen beizutreten.

Abg. Kaiser (Sozialdem.): Meine Herren! Von demselben Befugnis zu antworten, von dem der Herr Abgeordnete Hartwig Gebrauch gemacht hat, muß auch ich Gebrauch machen. Ich werde aber nicht eine gar so ausführliche Widerlegung seiner Rede vornehmen, weil ich überzeugt bin, daß die Rede, in ihrer nackten Natürlichkeit bekannt gegeben, einen solchen Eindruck macht, daß eine spezielle Widerlegung nicht nötig ist. (Oho! rechts.) Meine Herren, Ihr Widerspruch (nach rechts) zwingt mich zu einer ausführlichen Darlegung. Der Herr Abgeordnete Hartwig hat mit einer großen Entschiedenheit sich gegen den Vorwurf des Abgeordneten Bebel geäußert, daß er hier die Arbeitgeber von Dresden vertritt, und hat er diesen Vorwurf für eine persönliche Beschuldigung angesehen. (Laut: Es war auch eine!) Das war sie garnicht! Mein Freund Bebel hat aus der Tendenz der Rede des Herrn Abgeordneten Hartwig den Schluss gezogen, daß eine solche Rede eine zu Gunsten der Arbeitgeber gehaltene ist. Dabei ist es garnicht nötig, sich selbst zu supponieren, als ob man mit Arbeitgebern zu irgend einer Art von Interessens-Verständigung zusammengetreten sei. M. H., ich habe dagegen ausdrücklich Verwahrung einzulegen, daß wie der Herr Abg. Hartwig behauptete, eine Reihe Dresdener Arbeiter zu ihm gekommen seien, und ihm eine Erklärung abgaben von Unzufriedenheit, Umsturz u. Das ist nicht richtig. In Dresden hat am Sonntag eine Versammlung der Krankenkassen stattgefunden, dort wurde beantragt, sich an Herrn Hartwig oder an mich zu wenden, und diese Versammlung hat es abgelehnt, sich an Herrn Hartwig zu wenden, weil diese Arbeiter den Eindruck hatten, daß Herr Hartwig sich mit diesem Gegenstande noch nicht so genügend beschäftigt habe, und daß er auch wegen seiner Parteilichkeit ungenügend sei, die Arbeiterinteressen zu vertreten. Meine Herren, gegen die Art der Einführung der Orts-Krankenkassen, besonders in Dresden, gegen die Entlastung der Arbeiter ist etwas Entschieden nicht geschehen. Ich kann nur wünschen, daß der Herr Abg. Hartwig den Einfluß in der dortigen städtischen Vertretung, den er hat, dazu benutzte, den Stadtrat zu veranlassen, daß er seine Haltung ändert und humaner vorgeht. Zum Schluss will ich noch einmal betonen, daß der Herr Abg. Hartwig kein Recht hat, den Antrag von mir und dem Abg. Grillenberger anzugreifen. Er sagt, derselbe mache nichts anders, er sei überflüssig. Das ist nicht unsere Schuld. Wir haben gleich nach Einberufung des Reichstages den Antrag eingebracht, nur als wir verlangten, daß er außer der Reihe auf die Tagesordnung gestellt werde, damit er noch vor dem 1. Dezember erledigt werden könne, ist unser Verlangen abgelehnt worden unter Zustimmung der Partei des Herrn Hartwig. Ob er auch für Ablehnung gestimmt hat, konnte ich von meinem Plaze aus nicht sehen. Ich will noch einmal sagen, daß uns die Reden, die der Herr Abg. Hartwig heute gehalten, vollkommen genügen, um das zu beweisen, was uns Herr Bebel gesagt hat, daß aus diesen Reden nur die Tendenz hervortritt, die Beschwerden der Arbeiter nur hier vorzubringen, weil das populär in Dresden macht, daß er aber im Uebrigen auf dem tendenziösen Standpunkt der Wahrnehmung der Interessen der Arbeitgeber steht. (Bravo! links.)

Nach kurzem Schlussworte des Abg. Gebhardt tritt das Haus auf Antrag des Abg. Roufang sofort in die dritte Beratung des Antrages ein.

Abg. Grillenberger (Soz. Dem.): Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich eine große Rede halten werde; ich werde mich vornehmlich an die Vorlage halten, wie sie von mir und Abg. Herrn Kaiser beantragt worden ist. Das freut mich, daß dem Herr durch diesen Antrag wenigstens das erreicht haben, daß die Beschwerden, welche allseitig über das Krankenkassengesetz eingegangen sind, einer eingehenden Diskussion unterzogen werden mußten und unterzogen worden sind. Allerdings sind ja heute eine Menge Dinge mit in die Debatte gezogen worden, die mit dem, was wir beantragt haben, eigentlich nichts zu thun hatten, allein es ist Unus bei allen derartigen Angelegenheiten, die ganzen Beschwerden, welche vorliegen, zur Sprache zu bringen und das hat auch hier nichts geschadet. Aber, M. H., einige Punkte, die speziell an das anschließen, was wir beantragt haben, sind bei allen Reden, die bis jetzt gefallen worden sind, doch nicht genügend beachtet und betont worden. Wir beantragten in erster Linie, daß das Inkrafttreten des Gesetzes überhaupt bis zum 1. April 1885 verschoben werden möge, und sollte das abgelehnt werden, dann wollten wir, daß die Mitglieder derjenigen freien Kassen, deren Statuten jetzt schon zur Genehmigung eingereicht, aber noch nicht genehmigt worden waren, nicht in die Zwangskassen hineingezogen werden sollen. Ich stehe auch jetzt noch, trotzdem das Haus soeben mit großer Majorität den Antrag Strudmann angenommen hat, auf dem Standpunkte, daß dies das Richtige gewesen wäre, denn die Uebelstände, welche sich mit dem Inkrafttreten des Gesetzes herausgestellt haben, werden durch die Annahme dieses Gesetzes keineswegs beseitigt, wenigstens nicht vollständig beseitigt, sondern nur in ganz geringem Maße gemildert. Wir werden bei der Schlussabstimmung natürlich auch diesem Antrage zustimmen müssen, weil wir herausgefunden haben, daß etwas Weiteres zur Zeit absolut nicht zu erreichen ist. Ich habe bei der ersten Lesung schon darauf hingewiesen, daß wir beabsichtigten, überhaupt weitergehende Änderungen dieses Gesetzes in Vorschlag zu bringen, allein nachdem bekannt geworden ist, daß in nicht allzuferner Zeit die Ausdehnung dieses Gesetzes sowohl als auch des Unfallversicherungsgesetzes auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter hier im Hause zur Vorlage gelangen soll, werden wir ja bei dieser Beratung Gelegenheit haben, gleichzeitig auf die Mängel dieses Gesetzes im Allgemeinen hinzuweisen; vielleicht ist es dann möglich, die absolut notwendigen Änderungen herbeizuführen und bis dahin wird die sogenannte „eheliche Probe“ bewiesen haben, daß wir vollständig Recht haben, wenn wir derartige Änderungen herbeizuführen wollen. Meine Herren, in der Zeit zwischen der ersten und heutigen Lesung sind mir nun noch eine ganze Anzahl von Beschwerden unter anderem auch eine Petition zugegangen, allein zu spät, als daß sie noch der Kommission hätten überwiegen werden können; ich bin daher gezwungen, aus diesen Beschwerden und Eingaben heraus jetzt nachzuweisen, daß allerdings mit der Annahme des Gesetzentwurfes, wie er in zweiter Lesung beschloffen ist, der Uebelstand nicht vollständig beseitigt wird. Es hat sich bei der Schädigung von freien Kassen durch die Art und Weise, wie von einzelnen Behörden vorgegangen ist, nicht bloß um die lokalen Krankenkassen, die seit vielen Jahren bestehen, gehandelt, sondern auch darum, daß einzelne Verwaltungsbehörden die freien zentralisirten Hilfskassen nicht anerkennen wollen, trotzdem dieselben auf Grund des Hilfskassengesetzes von irgend einer deutschen Verwaltungsbehörde bereits Bestätigung gefunden haben. Zu meiner Freude kann ich nun konstatieren, daß durch die Anregung dieser Frage durch uns, sowie durch die Debatte und die dadurch im ganzen Reich hervorgerufene Aufmerksamkeit dazu beigetragen wurde, daß die Behörden belehrt wurden. Das ist das, was wir in erster Lesung angeregt hatten; es freut uns, daß einzelne Behörden darauf eingegangen sind. Meine Herren! Ich behaupte jetzt noch, daß es am zweckmäßigsten gewesen wäre, überhaupt das Inkrafttreten des Gesetzes hinauszuschieben. Denn nicht nur der § 75 des Krankenkassengesetzes ist es, der bei den vielen Beschwerden in Betracht kommt, sondern namentlich auch der § 26. Dieser § 26 wird von einer Anzahl Behörden in so auffälliger Weise gehandhabt, daß es hier unbedingt vorgebracht werden muß. Die Hauptbeschwerde richtet sich gegen die königliche Behörde in Bayern, gegen die General-Direktion der k. bayerischen Eisenbahn-Anstalten, die mit ihrer Betriebskasse für die Eisenbahnarbeiter die Arbeiter schädigt. Ich will nun noch auf einen Vorwurf antworten, der mir vorher gemacht worden ist. Der

Bürgermeister resp. der Stadtrat der württembergischen Stadt Ravensburg hat den Herrn Vertreter dieses Kreises beauftragt, zu erklären, daß das, was ich in der ersten Lesung vorgebracht habe, erfunden sei, nämlich, daß der Bürgermeister gesagt haben soll, wenn die Arbeiter nicht die Beiträge der Zwangskasse zahlen, würden sie im Erkrankungsfall nicht in das Spital aufgenommen. Eine derartige Behauptung kann seitens des Bürgermeisters wohl aufgestellt werden, ich habe keine Ursache die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln, aber ebensowenig habe ich Grund, die Glaubwürdigkeit desjenigen zu bezweifeln, der mir diese Mitteilung gemacht hat, ein Mitglied des Hauses, das augenblicklich nicht anwesend ist, der Abg. Diez, dem von Arbeitern in Ravensburg diese Mitteilung zugegangen ist. Wer nun mehr Glauben verdient, der Abg. Diez oder der Bürgermeister von Ravensburg, das kann ich hier nicht unteruchen, ich habe das aber auf den Einwurf seitens des württembergischen Vertreters zu erklären, weil ich nicht den Vorwurf auf mir sitzen lassen kann, als ob ich hier eine unwahre Mitteilung gemacht hätte. Ich habe noch zum Schluss die Erklärung abzugeben, daß wir allerdings, nachdem wir gesehen haben, daß die Kommission sowohl als das Haus absolut nicht weiter gehen will, als der Antrag Strudmann auspricht, diesem Gesetzentwurf als Nothbehelf unsere Zustimmung geben müssen, und deshalb auch darauf verzichten, den Antrag einzubringen, den wir heute noch einbringen wollten, nämlich, daß den Mitgliedern freier Kassen, welche auf Grund dieses Antrages, wenn er zum Gesetz erhoben ist, ohne Kündigung aus den Zwangskassen austreten können, auch die Eintrittsgelder wieder herausgezahlt werden müssen, die ihnen zu Unrecht abgenommen sind. Wir verzichten darauf, weil wir sehen, daß momentan in der Richtung absolut nichts weiter zu erreichen ist, und wir behalten uns vor, wenn die Ausdehnung dieses Gesetzes auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter zur Beratung kommt, Abänderungsanträge einzubringen.

Abg. Hartwig beschuldigt die Abg. Kaiser und Bebel, Unfrieden zu säen. Gift in kleinen Dosen ist heilsam, aber in großen Dosen verdrückt, wie es die Sozialdemokraten thun, ist Giftmord (zu den Sozialdemokraten).

Abg. Bebel (Soz.): M. H., wenn hier im Hause seitens der verschiedenen Parteien ein förmliches Wettrennen entsteht, um dem armen Arbeiter, speziell dem Arbeiter zu helfen, sind wir gewiß die ersten, die sich darüber freuen, und wenn, wie ich nach den jetzigen Ausführungen des Herrn Abgeordneten Hartwig annehmen muß, er zu denen gehört, die nach dieser Richtung möglichst thätig sein wollen, dann kann er sicher sein, daß wir seine Anträge, vorausgesetzt, daß sie wirklich arbeiterfreundlich sind, stets unterstützen werden. Die Herren von der Rechten sind ja viel besser als wir in der Lage, nach dieser Richtung hin in ausgiebiger Weise thätig zu sein. Wir bilden in diesem Hause, so stark wir auch im Vergleich zu früher sein mögen, eine kleine Minorität. Der Abg. Hartwig und seine Freunde, in Verbindung mit den Herren, die in sozialpolitischen Fragen in der Regel mit ihnen zusammensimmen — ich meine die Herren aus dem Centrum — bilden im Hause die große Majorität. Sie haben also jetzt die schönste Gelegenheit, ihre Gesinnung zu bekundigen. Wir werden einmal sehen, wie weit die Arbeiterfreundlichkeit der Herren von der Rechten auf Wahrheit beruht. Ich kann nur wiederholen: der ganzen Ausführungen, die Herr Hartwig hier machte, sind eigentlich nur gemacht, um die Thatsachen zu verdunkeln. Es ist unbestreitbar, daß der Herr Abg. Hartwig in seiner ersten Rede in einer Art und Weise das Gesetz kritisiert hat, die uns ganz sympathisch war, und später hat er durch eine Reihe Ausführungen dies möglichst zu verwischen gesucht. (Auf: Nein!) Wenn er ferner sich beklagt, weil ich behauptete, er wäre auch von den Unternehmern zu seinem Austritte gedrängt worden, so ist das meine volle Ueberzeugung. Ich bin nämlich überzeugt und weiß, daß Herr Hartwig, sobald er nach Dresden kommt, dort hauptsächlich in Unternehmerrreisen verkehrt, und daß dort die Frage, die jetzt hier erörtert worden ist, und in den weitesten Kreisen der Interessenten die lebhafteste Erregung hervorgerufen hat, nicht Gegenstand ausführlicher Erörterung gewesen sein sollte, das ist mir ganz und gar undenkbar. Also ich bleibe dabei, daß auch die in dieser Form im Anfang meiner Rede gemachte Behauptung vollständig der Sachlage entspricht, so sehr der Abg. Hartwig dies seinerseits auch bestreiten mag. Seine übrigen Ausführungen geben mir keinen Anlaß, mich weiter darauf einzulassen. (Bravo.)

Der Antrag der Kommission wird auch in 3. Lesung genehmigt.

III. Es folgen Wahlprüfungen. Die Wahlen der Abg. Mayer-Württemberg, Vöme-Berlin, v. Sgariedi, Graf von Naghaus-Cornmons, Baron v. Guffeldt, v. Urnusch-Bomst, Kraft und Benda werden den Anträgen der Kommission gemäß für gültig erklärt. Die Wahl des Abg. Fürsten Radstwill wird für gültig erklärt, zugleich aber der Reichskanzler ersucht, über eine Wahlbeeinflussung, die durch einen Geistlichen von der Kanzel herab betrieben, amtliche Ermittlungen anzustellen.

Bezüglich der Wahl des Abg. Schenk-Wiesbaden wird beschloffen, den Reichskanzler um weitere Erhebungen über unzulässige Versammlungs-Verbote in diesem Wahlkreise zu ersuchen.

Ebenso wird bezüglich der Wahl des Abg. Kropatschek der Reichskanzler um nähere Erhebungen über eine angebliche amtliche Wahlbeeinflussung ersucht.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft. Nächste Sitzung Donnerstag, den 8. Januar, Nachmittags 1 Uhr. Tages-Ordnung: 1. Etatsberatung (Reichsamt des Innern) und Nachtragsetat (Dampfabgabe für Kamerun). Schluß 2 Uhr 15 Minuten.

lokales.

g. Durch Polizeibeamte wurde heute auf dem Weichnachtsmarkt eine Revision der Budeninhaber vorgenommen, welche den Zweck hat, zu konstatieren, ob jeder derselben sich auch im Besitze des erforderlichen Erlaubnißscheins befindet und den ihm angewiesenen Platz inne hat. Demnach scheint es vorzukommen, daß sich auch unbefugte Personen auf dem Weichnachtsmarkt einzuschmuggeln wissen.

n. Die Geistesgestörtheit eines Invaliden verfestete heute früh gegen 8 Uhr die Bewohner des Hauses Friedensstraße 85 in nicht geringe Aufregung. Der in der 4. Etage genannten Hauses wohnende Invalide Schmidt war in der Nacht plötzlich irre geworden und war in dem Wahne, daß der in seinem Bett befindliche Strohhack zwei fremde Männer berge. Um dieselben zu vernichten, setzte er den Strohhack in Brand, was eine Rittinnschätzung der Mobilien in Folge hatte. Auf seine lauten Hilferufe eilten Hausbewohner herbei, welchen es gelang, den Unglücklichen in Sicherheit zu bringen und mit Hilfe der sofort alarmirten Feuerwehr das entsehlte Element auf seine Heerd zu beschränken. Die Feuerwehr konnte bereits nach kurzer Thätigkeit in ihre Depots wieder einrücken, während der Ire nach dem nächsten Polizeirevier geschafft wurde. Von dort erfolgte dann seine Ueberführung nach der Neuen Charité, wo ärztlichseits bei dem Invaliden Delirium tremens konstatiert wurde.

z. Um einige Schritte zu ersparen, suchte gestern Abend ein junger Mann an Halterplatz an der Schloßfreiheit zwischen zwei Droschken durchzugehen. Das eine Pferd, welches gerade froh, erstarbte hierdurch, riß den Kopf in die Höhe und traf hierbei mit dem blechernen Futterbehälter derart das Gesicht des jungen Mannes, daß er mehrere schmerzhaft Verletzungen davontrug und die Hilfe der Sanitätswache in Anspruch nehmen mußte.

z. In den Läden des Uhrmachers Büchold, Beuthstraße 10, trat vorgestern Nachmittag gegen 1 Uhr eine zirka 20 Jahre alte Dame von kleiner Statur und wänschliche goldene Damenuhren zu sehen. Nachdem der im Laden persönliche anwesende Herr B. den Wunsch der Dame erfüllt, bedauerte sie, nicht gleich selbst die Wahl definitiv treffen zu können, und bat Herrn B., mehrere der Uhren zu dem Eigenthümer des Hauses Alexandrinenstraße 44, Herrn Kaufmann von Färch, zu bringen, woselbst sie und ihr Bruder den Uhrkauf bewirken würden. Nach diesem Aufrufe entfernte sich die Dame. Herr B. begab sich zu der ihm bezeichneten Zeit, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, zu Herrn von Färch, den er wohl in der Alexandrinenstraße 44 richtig antraf, hier aber erfuhr, daß der gedachte Herr von der Ungelegenheit auch nicht die leiseste Kenntniß habe. Außer Herrn B. ist auch noch einem Gold- und Silberwaarenhändler auf gleiche Weise ein Streich gespielt worden. Ob man es hier mit einer Geistesgestörten oder einer Gaunerin zu thun hat, welche die Gelegenheit zu einem Diebstahl suchte, ist noch nicht festgestellt worden.

n. Die polizeilichen Recherchen nach dem Poststraßanten Verklarf haben bisher noch zu keinem Resultat geführt, die Oberpostdirektion bringt deshalb noch einmal die ausgesagte Belohnung von 750 M. in Erinnerung und giebt als besondres Merkmal noch an, daß A. an der unteren rechten Seite der Nase eine Warte gleich einem Geschwür hat. Sämmtliche Bankinstitute und öffentliche Zahlstellen sind speziell auf den Durchgänger aufmerksam gemacht worden und um Festnahme bei eventueller Präsentation der Banknoten u. s. w. ersucht worden.

n. Beim Turnen verunglückt. Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich am gestrigen Tage in der Turnhalle des grauen Klosters. Der 16jährige Schüler von Sch. hatte bei Ausführung der Armwelle an einem Red das Unglück, darauf zur Erde zu stürzen, daß er sich einen Armbruch zuzog. Nach Anlegung eines Nothverbandes mußte derselbe nach dem städtischen Krankenhaus im Friedrichshain geschafft werden.

g. Eine größere Schlägerei, zu deren Schlichtung es des Einschreitens mehrerer Schlichter bedurfte, fand gestern Mittag an der Ecke des Neuen Markts und der Bischofsstraße statt. Vor dem Keller des dortigen Riffenfabrikanten D. hatten mehrere Knaben Kisten umgeworfen und waren dann fortgelaufen. Der Besizer der Riffenfabrik hatte aber einen der Knaben erwischt und schlug ihn in roher Weise. Mehrere Passanten waren hierüber derartig empört, daß sie den Lehrling züchtigten, worauf dieser einen Mittel ergriff und auf seine Kniee blüdsings einbieh. Hierdurch entwickelte sich nun eine solenne Keilerei, die mit der Eifersucht mehrerer der Beteiligten nach der Polizeirevierwache endigte.

Polizei-Bericht. Am 16. d. M. Abends wurde der Arbeiter Brauer aus Pantow, welcher in der Adler-Brauerei beschäftigt war, in dem dortigen Kesselbau auf dem Fußboden liegend und aus einer Wunde am Hinterkopf stark blutend vorgefunden. Derselbe wurde mittelst Droschke nach seiner Wohnung gebracht, wo er am nächsten Tage früh, ohne zum Bewußtsein gekommen zu sein, verstarb. Ueber die Art, wie Brauer verunglückt, hat sich Bestimmung nicht ermitteln lassen, jedoch ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß er unbefugter Weise die 3 Meter hohe Kesselmauerung bestiegen und von dieser herabgefiel ist. — Am 17. d. M. Vormittags vergiftete sich in einem Gasthof in der Köpferstraße ein kurz vorher zugereister unbekannter, etwa 20 Jahre alter, anscheinend dem Kaufmannstande angehörender Mann. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft. — Um dieselbe Zeit wurde in der Werkstatt des Filzpantoffelmachers Holzer, Auguststraße 70, der dort beschäftigte Schuhmacher Rüdiger tot aufgefunden. Derselbe hatte mit Bewilligung des Holzer wegen eingetretenen Unwohlseins dort genächtigt und ist während der Nacht am Schlag verstorben. — An demselben Tage, Abends, wurde in einem Hotel in der Heiliggeiststraße ein Mann in seinem Zimmer erhängt vorgefunden.

Gerichts-Zeitung.

Die Verhältnisse des Straßathes-Bureau „Freya“ beschäftigten gestern die erste Strafkammer hiesigen Landgerichts in einer auf gemeinschaftlichen Vortrag gerichteten Anklage gegen den Kaufmann Rudolf Korfmak und den Kaufmann und Geschäftsführer Karl Louis v. Handre. Der erste Angeklagte, welcher erfahren hat, daß durch Direktvermittlung „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ recht viel Geld zu verdienen ist, hatte den Plan gefaßt, seinerseits als Wegweiser für die Herzen zu dienen, welche sich im Getümmel des täglichen Lebens nicht zu finden vermögen. Er mietete in dem Hause des zweiten Angeklagten in der Heibelinerstraße ein bescheiden eingerichtetes Zimmer und etablirte daselbst, — wie die Anklage annimmt, im Verein mit D. — ein Heiraths-Bureau, welches er in den Zeitungen bald unter dem hochtrabenden Titel „Freya, Heiraths-Heiraths-Bureau“ annonierte. Gleichzeitig ließ er sich pompöse Zirkulare drucken, welche anständig, daß die „Freya“ vermöge ihrer „zehnjährigen“ Geschäftserfahrung und ihrer zahlreichen Agenten im Stande sei, auf dem Gebiete der Marriage alle Anforderungen derjenigen, die sich nach dem Eden des Ehelebens sehnen, zu befriedigen, und stets über ein reich assortirtes Lager von Frauen und Jungfrauen, Blondinen, Brünetten, Cisten und Kometen mit einer Rüglist von 10 000 Mark bis zu 60 000 Mark verfüge. Eine jener schwammigen und in großem Stil gehaltenen Annoncen war auch in der „Bohemia“ erschienen und veranlaßte den Rittmeister Albert Graf Lichtenberg auf Lichtenberg bei St. Marcin in Oesterreich, der bei seinen 36 Jahren die Lust zu heirathen empfand, sich mit dem so leistungsfähigen Institut in Verbindung zu setzen und die Bitte um Ueberzeugung der Statuten auszusprechen. Statt derselben traf ein häßlicher Brief des Instituts „Freya“ ein, welcher als Briefkopf die pompöse Firma trug: „Erstes und ältestes internationales Heiraths-Vermittlungs-Institut „Freya“, Hauptbureau Heibelinerstraße“, und dem Grafen allerlei schöne Sachen vorerzählte. Es wurde dann mitgetheilt, daß das Institut gerade mit einem seltenen Exemplar eines Edelsträußchens dienen könne. Dasselbe sei gerade 20 Jahre alt, frisch, gesund, gut gewachsen und in einer Verfassung, die es sehr muskeltüchtig, sange schön, und namentlich werde ihre Bescheidenheit und Uebenswürdigkeit gerühmt. Das Edelsträußchen habe die treffliche Eigenschaft, über ein Vermögen von 600 000 fl. zu disponiren, und qualitativ sich deshalb ganz besonders für den Herrn Rittmeister Lichtenberg geeignet zu sein. Um dem Grafen noch einen höheren Glanz zu verleihen, hatte der Herr Direktor einem fingirten Profuristen seinen schluß geben, „wegen der vielen Reisen, welche die Agenten zu machen haben, um Häßlich die annehmbarsten Partien machen zu können.“ Der Graf Lichtenberg war natürlich begeistert, und näheren Verhältnisse der empfohlenen Dame kennen zu lernen, und schickte deshalb dem Institut einen Wechsel über 100 fl. und 25 fl. baar ein, hat aber seitdem in seiner Bemerkung um das Edelsträußchen keine weiteren Fortschritte gemacht. Das Institut bis zum 6. Oktober v. J., an welchem Tage die Denunziation einreichte, ein geistliches Schwärmer beobachtete, und ihm nur als Andenken der Wechsel über 100 fl. präsentirte wurde, den er natürlich nicht honorirte. Angeklagte K., der inzwischen eine kaufmännische Stellung angenommen, hatte sich mittlerweile vom Geschäft zurückgezogen und dasselbe wurde von D. übernommen und fortgesetzt. Die Anklage nimmt aus allen Umständen eine betrügerische Konnotation beider Angeklagten an. Dies konnte nun allerdings nicht erwiesen werden; vielmehr stellte sich heraus, daß die gemischter Feindschaft von K. g. schieben war und den Grafen gemacht hatte, dem Grafen die 25 baar gezahlten Gulden wieder zuzustellen. K. bestreut zwar jede betrügerische Absicht

behauptete, daß er infolge einer erschienenen Verurteilung in der That ein Edelräuber mit 600 000 fl. „auf Lager“ gehabt habe; der Gerichtshof glaubte ihm dies aber nicht; er hielt vielmehr das ganze Verurteilungsinstitut für den höheren Schwindel und verurteilte R. zu einem Jahr Gefängnis und zwei Jahren Ehrverlust unter Anrechnung von zwei Monaten auf die Untersuchungsgehaft. S. wurde freigesprochen.

Der vor einigen Monaten stattgehabte Uebersetzungsfall gegen den Polizeikommissar des Stadtviertels Gefängnisses von Dantzig sollte heute in der Strafkammer gegen die aus der Untersuchungsgehaft vorgeführten Steinbruder Ermelin, Schlächter, gefesselte Frau und Arbeiter Kocke die zweite Strafkammer hiesigen Landgerichts I. beschuldigen. Der als Hauptzeuge geladene Gefängnisinspektor von Dantzig war aber ohne Entschuldigung ausgeblieben; er soll aber nach der vom Gefängnisdirektor ausgesprochenen Freilassung in Konstanz von Wiesbaden aus, wo er sich 2. J. zur Verhütung seiner in Folge des gegen ihn verübten Graus geschwächten Gesundheit aufhält, ein Krankheitsattest eingereicht haben. Da die Klage dieses Zeugen erst Ende Januar l. J. zu erwarten ist, beschloß der Gerichtshof, die Sache zu vertagen und den nächsten Termin zu Mitte Februar l. J. anzuberaumen. Die Angeklagten verbleiben bei der Höhe der zu erwartenden Strafen in Untersuchungsgehaft.

Wegen fahrlässiger Körperverletzung durch Nichtbeleuchtung der Treppen hatte sich heute der Portier des Hauses Brühlstraße 5 Johann Friedrich Hain vor der zweiten Strafkammer hiesigen Landgerichts I. zu verantworten. In dem genannten Hause befindet sich, nur durch eine Thür getrennt, die Nebentreppe dicht bei der Haupttreppe. Der Hausstür und die Haupttreppe werden durch eine Ampel erleuchtet. Da die Thür nach der Nebentreppe nach der Belichtung einiger Meter des Hauses stets geöffnet ist, auch von selbst nicht zu schließen kann, erbat die ersten Stufen der Nebentreppe bis zum Podest ihr Licht von der Ampel. Am Abend des 24. Februar er. gegen 8 Uhr wollte der schon bejahrte Schneidermeister Richter seinen im Hause Brühlstraße 5 1 Treppe hoch dienenden Tochter seinen Besuch machen, zu welchem Behuf er sich nach der Nebentreppe begab. Nach seiner Belichtung fiel die Thür hinter ihm zu, so daß er sich nun völlig im Dunkeln befand. In seiner Unbeholfenheit trat er nach und nach rückwärts die Treppe hinab gegen die Thür. Hierbei erlitt er einen doppelten Schenkelbruch und einen Bruch des linken Arms. Auf seinen Hilferufen kamen einige Hausbewohner herzu, welche den Verunglückten per Droschke nach der Charité bringen ließen. Nach 6 monatlicher Behandlung wurde er aus derselben als völlig arbeitsunfähig entlassen, und vermag der Armistie sich nur noch an zwei Krücken fortzubewegen. Der Sachverständige, Bauath von Südrath, bezeugt, daß die Anlage der Treppen eine höchst unpraktische sei, daß es deshalb aber um so notwendiger gewesen wäre, die ersten Stufen der Nebentreppe zu beleuchten. Staatsanwalt Dr. Otto erachtet die Nichtbeleuchtung dieser Treppe für eine grobe Fahrlässigkeit und beantragt mit Rücksicht auf den eingetretenen schlimmen Erfolg eine einjährige Gefängnisstrafe zu verhängen. Der Gerichtshof adoptierte die Auffassung des Staatsanwalts und verurteilte den Angeklagten zu vier Monaten Gefängnis.

Eine empfindliche Strafe diktierte heute die 88. Abteilung des hiesigen Schöffengerichts einer unbarbarischen Stiefmutter für die ihrer 10jährigen Stieftochter zugefügten fortgesetzten brutalen Mißhandlungen. Die Angeklagte ist die letzte verheiratete Tochter Helene Wilhelmine Gumpert. Da ihr Ehemann die Mißhandlungen seiner leidlichen Tochter gebildet hat, wurde ihm das Erziehungsgeld derselben entzogen und dem bestellten Vormund der Strafantrag gegen die Angeklagte gestellt. Bei der Untersuchung des Kindes fand man zahlreiche Spuren der ersten Mißhandlungen. Der Gerichtshof nahm eine Ueberschreitung des erteilten Zuchtungsrechts als erwiesen an und verurteilte die Angeklagte zu sechs Monaten Gefängnis.

Frankfurt, 10. Dezember. (Ober-Landesgericht) Ein im vorigen Jahre in den Freieisenhütten Aepfelschmiedereien durch einen Fall verunglückter Arbeiter lagte wegen eingetretener gänzlicher Arbeitsunfähigkeit auf eine lebenslängliche Rente aus einem Kapital von 2000 M. Er wurde mit der Klage abgewiesen, weil er betrunken gewesen und dadurch sein Unglück selbst verschuldet haben sollte. In der Appellation hob die Zivilsenat das Urtheil erster Instanz auf, da die Firma der Freieisenhütte einen Fabrikbetrieb habe und dementsprechend dem Arbeiter ein Fabrikgesetz unterworfen sei. Die Vorlesungsregeln zur Verhütung von Unfällen seien am Tage des Unfalls nicht getroffen worden, und Pflicht sei es gewesen, den Betroffenen in diesem Zustande außer Arbeit zu stellen. Die Korrespondenz der Schuld des Klägers sei jedenfalls geringer gewesen, als die der belangten Firma. Daher sei der Anspruch des Klägers begründet. Die erste Instanz habe über die Höhe des Betrages zu erkennen.

Die beleidigte Hausmeisterin. Die Hausbesorgerin Anna Hungerl von Fünfschloß erhebt bei dem Bezirksgericht zu Seebach die Anklage gegen den Buchhandlungs-Gehilfen Julius Luz. Die Anklageschrift, welche der Richter vor dem hiesigen Landgericht in Prozeßladen! Wohlgeachteter Kaiserlicher Rath! Von einer ungeheueren Beleidigung meines Lebens gegen die Ehre meiner Ehre erhalte ich gegenwärtig unterthänigst die Anklage. Am 28. Oktober bin ich um 7 Uhr Abends, als ich das Hausstübchen mit meiner Pflicht als Hausmeisterin öffnen wollte, weil der Angeklagte mich als Hausmeisterin öffnen wollte, so schändlich mißhandelt worden, so geläutet hat, überfallen und schändlich mißhandelt worden, so daß ich drei Wochen an meinen lebensgefährlichen Verletzungen krank liegen muß, und ich bin so verwundet worden, daß man meine Wunden an meiner Anklage erkennen muß. Hoher kaiserlicher Rath! Der Herr Julius Luz, das ist der, welcher mich so verwundet hat. Und nicht nur an meiner Gesundheit, sondern auch an meiner Ehre hat er mich verwundet. Er hat mir, der Hausmeisterin dieses Hauses, der Keiner im Hause etwas Böses nicht nachsagen kann, so verwundet und so verächtlich verschimpft. Ich fordere das allerhöchste Strafgericht in Prozeßladen auf, den Luz ordentlich zu bestrafen, weil mich er sein Recht finden. Ich küß die Hand gnädiger Herr und hochachtungsvoll ergebenst — Anna Hungerl, Hausbesorgerin.

Richter: Sie Frau Hungerl, wer hat Ihnen denn diese Klage verfaßt? — Klägerin: A sehr gütlicher Herr! Aber den schönen Satz am Ende, das „Ich küß die Hand, gnädiger Herr und Hochachtungsvoll ergebenst.“ das hab ich ihm in die Feder diktiert, das wollte er nicht schreiben, aber i hätt ihm nix g'schilt, wenn er's mit geschrieben hätt, da hat er's schreiben müssen. — Richter: Ich möchte Ihnen aber denn doch raten, diesem Stiefmutter Herrn nächsten Ihre Prozesse nicht anzuvertrauen. Sie behaupten also, so viel ich dieser Anklageschrift entnehmen kann, daß Sie der Angeklagte Nachts, als Sie ihm das Hausstübchen öffneten, überfallen und mißhandelt habe. Wie lange lagen Sie denn in Folge dieser Mißhandlungen krank? — Frau Hungerl: Die sich kramphast bemüht, hochdeutsch zu sprechen, dabei aber unwillkürlich wieder in ihr gewöhnliches Idiom verfiel, stemmt ihre Hände in die Hüften und will zu einer langen Rede ausholen. — Richter: Ich muß Sie aufmerkamer machen, sich ganz kurz zu fassen. Wie lange waren Sie krank? — Klägerin: Drei Monate, hochgeborener Herr Richter, und bin i no' immer todtkrank. — Richter: Drei Monate? Erinnern Sie sich genau, Sie müssen mir die reine Wahrheit sagen! — Klägerin: No, waren's halt drei Wochen, aber drei Wochen, da kann ich nix nachlassen! — Richter: Auch davon werden Sie was nachlassen müssen. Das ärztliche Zeugnis sagt gar nichts von irgend einer Verletzung. — Klägerin: Sept, mal' leg' Wort,

unterthänigster Herr Richter — drei Tag bin ich todtkrank im Bett gelegen. Reiner Seel und Treu, wie das wahr ist! — Richter: Also drei Tage sind Sie zu Bette gelegen. Haben Sie ein Zeugnis darüber? Können Sie Jemand angeben, der Sie krank im Bette liegen sah? — Klägerin: Nein, gesehen hat mich Keiner im Bett. — Richter: Niemand hat Sie also krank im Bette liegen gesehen. Da müssen wir an der Wahrheit Ihrer Aussage zweifeln. — Klägerin: Gesehen hat mich Niemand, aber mei' Zeugin, die steht drauß, das wird's eidlich bestätigen, daß i krank war. — Richter: Ja, sobald diese Zeugin Sie nicht zu Bette gesehen hat, kann sie auch nichts bestätigen. — Die Zeugin wird vorgelesen. Davon, daß Frau Hungerl krank gelegen, weiß sie nichts. Sie giebt an, am 28. Okt., Nachts 12 Uhr, durch den Kärm, der nach Deffnen des Hausstübchens entstand, aus ihrem Schlafe geweckt worden zu sein. Sie sei dann in den Hof gegangen, um zu sehen, was es denn gebe, und da habe sie gehört, wie der Angeklagte die Hausmeisterin geschimpft habe. Richter: Haben Sie nicht auch gesehen, daß Herr Luz die Frau Hungerl geschlagen habe? — Zeugin: Nein, geschlagen hat er sie nicht, sondern nur geschimpft, Schreidi aufgeschrien hat er's! — Richter: Na also, sehen Sie, Frau Hungerl! Nur immer hübsch die Wahrheit reden. Herr Julius Luz gesteht reumüthig ein, daß er an dem bewußten Tage die Hausmeisterin geschimpft hat. Er war in Aufregung darüber, weil er ihr irthümlich einen Zwanziger statt eines Zehners gegeben. Er wollte ein Zehner retour haben, Frau Hungerl wollte es ihm nicht geben und darüber kam es zu Hand und Streit. Dem Richter gelang es, die feindlichen Parteien zu versöhnen. Frau Hungerl erhielt von dem Beklagten als Entgelt für die ihr zugefügten „schweren Verletzungen“ auf gültigem Wege den Betrag von drei Gulden, womit sie höchlich zufrieden ist. Beim Abgehen ruft ihr der Richter nach: Sie, Frau Hungerl, die Anklageschrift können Sie sich mitnehmen. — Ja, kaiserlicher Herr Rath, die heb' ich mir auf, so lang i leb, erwiderte Frau Hungerl, und eilte mit dem interessanten Schriftstück fort.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

In der letzten diesjährigen Tischler-Werkstätten-Delegirten-Versammlung am Dienstag Abend im „Koufenshütten-Konzerthaus“, die wieder, wie gewöhnlich, sehr zahlreich besucht war, wurde den Delegirten, die von der Kommission zum Zweck der Einreichung im Ministerium für öffentliche Arbeiten verfaßte Denkschrift zur Regelung des staatlichen Submissionswesens vorgelegt, um dieselbe zu begutachten oder etwaigen zweckmäßigen Aenderungen zu unterziehen. Der Vorsitzende, Herr Ködel, brachte dieselbe zur Verlesung. Sie zerfällt in drei Haupttheile, deren erster unter Zugrundelegung der beim Bau des neuen städtischen Posthofgebäudes und des Königl. Landgerichts II gemachten und allenthalben erwiesenen Erfahrungen, die wesentlichsten Mängel des jetzigen Submissionsverfahrens darlegt, während der zweite Abschnitt die prinzipiellen Motive zu den im dritten angeführten, in 10 Punkten formulirten positiven Reformvorschlügen erläutert. (Den Wortlaut derselben haben wir unseren Lesern bereits gestern mitgetheilt. Die Red.) In der über die Denkschrift eröffneten Diskussion erklärten sich sämtliche Redner mit derselben durchweg einverstanden und wußte Niemand etwas daran auszusagen. Sie wird daher, wie der Vorsitzende mittheilte, unverzüglich dem betreffenden Reformminister übermittlel werden, gleichwie jede darauf bezügliche amtliche Rückäußerung seinerzeit zur öffentlichen Kenntnissnahme gebracht werden wird. — In der hierauf folgenden Diskussion über Werkstättenangelegenheiten kam zur Erörterung, daß der Gebrüder Weimann seit 14 Tagen einzelne Gesellen auf Alfordarbeit nur 6 und 9 Mark „Kostgeld“ als wöchentliche Vorkaufszahlung erhielten, während die betreffende Werkschäfte resp. deren Chef sich seinerzeit zur Auszahlung des Normal-„Kostgeldes“ von 18 Mark verpflichtet. Die Kommission wird versuchen, die Angelegenheit womöglich auf gutlichem Wege zu ordnen. Schließlich theilte der Vorsitzende unter Anderem mit, daß die auf den 30. Dezember fallende ordentliche Delegirtenversammlung ausfällt und dafür eine solche erst wieder am 13. l. M. stattfindet; ferner, daß die Beiträge zum Generalunterstützungsfonds noch am nächsten Sonnabend, den 20. d. M., und Montag, den 22. d. M., in allen Zahlstellen wie gewöhnlich entgegengenommen werden, dafür aber letztere am 3. und 5. künftigen Monats geschlossen bleiben.

Eine Versammlung des Fachvereins der Rohrleger fand am vergangenen Sonntag im Lokale von Wolf und Krüger in der Skaligerstraße statt. Die Versammlung wurde vom Vorsitzenden Herrn Fröbe um 11 1/4 Uhr mit der Bemerkung eröffnet, daß das Vereinsmitglied Trautvetter am 1. d. Mts. in Folge der Verletzungen, welche dasselbe durch Verschüttung erlitten habe, verstorben sei. Die Versammlung ehrte das Andenken des Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen. Sodann wurde dem Referenten, Herrn Viefänder das Wort ertheilt. Derselbe behandelte in längerer Ausführungen die Ziele des Fachvereins. Zur Diskussion erhielt Herr Oberingenieur Stumpf das Wort. Derselbe erklärte sich mit den Ansichten des Referenten im Wesentlichen einverstanden und wies speziell darauf hin, daß die Behauptung, der Rohrleger brauche nicht mit besonderem Wissen ausgestattet zu werden, eine total irrige sei. Nachdem derselbe noch seine Bereitwilligkeit, den Fachverein durch Vorträge zu unterstützen, erklärt hatte und noch einige Vereinsmitglieder gesprochen hatten, wurde die Versammlung um 1 Uhr geschlossen.

Der Kongress der Metallarbeiter Deutschlands, welcher, wie nunmehr festgestellt ist, vom 25. bis mindestens zum 28. d. Mts. in Gera (Thüringen) tagen wird, wird sich hauptsächlich mit den Fragen beschäftigen: Erstens, ob es zur Zeit möglich ist, eine gewerkschaftliche Vereinigung sämtlicher Branchen der Metallindustrie in Deutschland herbeizuführen; zweitens: welchen Nutzen eine solche Vereinigung in gewerblicher, materieller und geistiger Hinsicht den deutschen Metallarbeitern bringen würde; drittens: ob die Vereinigung auf rein zentralistischer oder föderativer Grundlage zu errichten ist; viertens: ob in der Verabredung der von Mannheim aus verfaßten Statutenentwurfs-Vorlage eingetretene werden soll; und fünftens: welche Vorschläge zur Hebung der geistigen, materiellen und gewerblichen Interessen der deutschen Metallarbeiter gegenwärtig zur praktischen Durchführung zu bringen sind resp. gebracht werden können. Wie wir von kompetenter Seite hören, wird der Kongress sehr zahlreich besucht sein und sind schon jetzt aus den verschiedensten Industrieorten Deutschlands Delegirte angemeldet. Wo noch kein Delegirter gewählt oder keine Metallarbeitervereinigung am Orte vorhanden sein sollte, möge man das Veräumnis schleunigst nachholen und im letztgenannten Falle öffentliche Metallarbeiter-Versammlungen einberufen und von denselben Delegirte zum Kongress wählen lassen, den zu beschicken die deutschen Metallarbeiter aller Teile in ihrem eigenen Interesse verpflichtet sind. Größere Werkstätten können und mögen, wenn die Kosten aufzubringen sind, eigene Vertreter senden. Jeder selbstständige Verein aber, gleichviel welcher Branche, sollte und müßte, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse es unumgänglich machen, mindestens einen Vertreter delegiren und die Opfer für eine große Sache nicht scheuen; denn der Kongress wird unter allen Umständen ausfallend und heilsam wirken, von weittragender Bedeutung und ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege vernunftgemäßer gewerkschaftlicher Entwicklung und zielbewussten wirtschaftlichen Strebens der deutschen Metallarbeiter sein. Jeder Verein und durch denselben resp. durch dessen Vertreter auf dem Kongress jeder einzelne Metall-

arbeiter soll an der Reform der Gewerkschaftsverhältnisse und Arbeitsbedingungen mit thätig sein, Besserungsvorschläge einbringen und Mängel beseitigen helfen! Ja, die Gesamtheit aller in der Metallindustrie Deutschlands Beschäftigten sollte sich daran betheiligen und bedenken, welches Gewicht die Stimmen von auf einem Kongress vertretenen 500 000 deutschen Metallarbeitern in die Waagschale der öffentlichen Meinung legen, welchen moralischen Druck sie auf Staat und Gesellschaft, auf die Regierungen und die gezeigenden Körper ausüben würden. Man darf daher wohl hoffen und erwarten, daß der Geraer Kongress überall den wärmsten Sympathien nicht nur der Metallarbeiter, sondern Aller begegnen wird, denen an einer friedlichen, das Wohl Aller fördernden Entwicklung unserer industriellen Verhältnisse und an einer Verbesserung der materiellen Lage der Lohnarbeiter gelegen ist.

Die Versammlung des Bezirks-Vereins des sauerländischen Plazes, bestehend aus den Kommunal-Wahlbezirken 12 u. 14, welche am 17. Dezember, Abends, mit der Tagesordnung: 1. Jahresbericht vom November, 2. Vortrag des Herrn M. Kreuz über das Wüten der Arbeiter-Bezirks-Vereine im kommunalen und staatlichen Leben, 3. Diskussion, 4. Verschiedenes, im Vereinslokal Süd-Ost, Waldemarstr. 75 stattfinden sollte, wurde auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes verboten.

Der Louisenstädtische Bezirksverein vorwärts, hatte für Mittwoch, den 17. d. Mts. eine Versammlung anberaumt, in welcher Herr Dr. Heymann einen Vortrag halten sollte. Derselbe wurde auf Grund des Sozialistengesetzes verboten.

Die Versammlung des Bezirksvereins des werktätigen Volkes im 29-31. Komm.-Wahlbezirk, welche am Dienstag stattfinden sollte, wurde auf Grund § 9 des Sozialistengesetzes verboten, der Vorstand des Vereins hat sich beschwerdeführend an den Minister des Innern gewandt. Die nächste Sitzung soll am Dienstag, den 23. n. Mts. ebenfalls in Seefeld's Restaurant, Grenadierstr. 33 stattfinden und werden die Mitglieder ersucht recht zahlreich zu erscheinen.

Nachdem dem Arbeiter-Bezirksverein vom 15. und 20. Kommunal-Wahlbezirk zwei aufeinanderfolgende Mitglieder-Versammlungen auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes von 1878 verboten worden sind, wurde seitens des Vorstandes zu der für verflohenen Mittwoch angemeldeten Versammlung der Hopsprebiger und Reichstagsabgeordnete Herr Sieder als Referent aufgestellt. Es wurde die Versammlung auf Grund des § 9 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie verboten, weil das Polizeipräsidium annahm, es könnten in der Versammlung Sachen zur Sprache kommen, welche auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet seien.

Eine öffentliche Versammlung sämtlicher Schmiede Berlins und Umgegend findet am Sonnabend, den 20. Dezember, Abends 8 einhalb Uhr, im Salon zum Deutschen Kaiser, Lothringersstraße 37, mit folgender Tagesordnung statt: 1. Vortrag über den Werth der Organisation, Referent Herr F. Müller. 2. Bericht der Kommission. 3. Verschiedenes. Auch die Herren Meister sind hierzu freundlichst eingeladen. Der Innungs-Vorstand ist schriftlich eingeladen. Es ist Ehrensache jedes Kollegen, dem sein und seiner Familie Wohl am Herzen liegt, in dieser Versammlung zu erscheinen.

Der Verein der Maschinisten und Geizer hält Sonntag, den 21. d. Mts., Nachmittags 5 Uhr, Liniensstraße 5 (im Schützenhaus) seine regelmäßige Versammlung ab. Tagesordnung: 1. Vortrag des Assistenten der technischen Hochschule Herrn v. Jhering über künstliche Kälteerzeugung. 2. Vereinsangelegenheiten. 3. Fragelasten. Gäste sind stets willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Die Mitglieder werden ersucht vollständig und recht pünktlich zu erscheinen.

Die Zentral-Kranken- und Begräbnis-Kasse der Buchbinder und verwandten Berufsgeossen bringt allen neu eingetretenen Mitgliedern zur Kenntniss, daß Sonnabend Abend und Sonntag früh (f. Infortat) die Ausgabe der Bücher für diejenigen, welche vom 15. November bis einschl. 6. Dezember eingetreten sind, erfolgt, jedoch um eine schnellere Geschäftsbearbeitung zu haben, ersucht der Vorstand, im Interesse jedes Einzelnen, auf die Rückseite des Anmeldebogens Geburtsjahr und Tag, sowie Wohnung zu vermerken.

Vermischtes.

Ayolda. Verschwunden sind von hier plötzlich 6 junge Mädchen im Alter von 17 Jahren, die sich alle durch körperliche Borzüge auszeichneten. Die sofort angestellten Nachforschungen ergaben, daß sie in Begleitung eines feinen Herrn nach Halle gefahren sind, wo man jedoch ihre Spur verlor. Die jungen Damen haben sich unter Mithnahme ihrer werthvolleren Garderobe u. heimlich ohne Abschied oder irgend welche Andeutungen von Hause entfernt, wo nun natürlich die größte Sorge herrscht. Allem Anschein nach steckt hinter dieser Entführung wieder ein Mädchenhandel, den die Regierung so energig zu unterdrücken sucht.

Aus einer Negerpredigt entnehmen wir nach dem „Atlantic“ folgendes: Theure Brüder und Schwestern! Der farbige Mensch ist gut, was man auch über ihn sage, und er ist gut gewesen und reinen Herzens zu allen Zeiten. Aber das kann nicht gesagt werden von der Rasse der Weißen. Schon der weiße Menschener erster war vom Uebel, will sagen — des Teufels. Der erste Mensch, welchen Gott erschuf, das war Adam, und er war negerfarbig, sein Weib Eva desgleichen. Unserer ersten Eltern Kinder waren auch negerfarbig, wie ihre Erzeuger. Der erste Sohn hieß Kain, weil er seinen frommen und gottgefälligen Bruder Abel getödtet hatte. Der Herr sagte damals zu ihm: „Kain, was hast Du gethan mit Abel? Erzähle mir nicht Geschichten, denn ich weiß um die Sünde Alles.“ Als nun Kain vernahm, daß dem Herrn bereits Alles bekannt war, und daß ein Zeugen nicht verdecken konnte seine teuflische That, da wurde er ganz blaß, genau so, wie Ihr heute sehet alle weißen Leute.“ (Hier rief eine Neger-schwester aus der Versammlung: „O Herr, habe Erbarmen mit diesen armen und elenden Weißen!“ und ein Dugend der Brüder gab dazu sein „Amen, amen!“ Aber der Pfarrer fuhr fort.) Dann sagte der Herr zu Kain: „Kain, Du entführst Dich ganz und gar. Dies ist allemal Zeichen eines bösen Bewusstseins. Das Zeichen soll bleiben auf Deinem Angesichte, auf das andere Leute mögen wissen, was für ein schlechter und gefährlicher Gefelle Du bist.“ Nun, meine Brüder, der Sache Wirklichkeit ist: es gehen die Kinder und alle Nachkommen jenes Mörders in dieser, unserer Welt einher mit ganz demselben Kainszeichen, das will sagen — mit ganz blassen Gesichtern. Ihr sehet hieraus, geliebte Brüder und Schwestern, daß der erste farbige Mann und sein farbige Weib rein waren und im Herzen gut, weil sie waren erschaffen vom Herrn Gotte Israels nach seinem Ebenbilde. Und bis auf diesen Tag sind gut und dem Herrn angenehm alle farbigen Menschen. Nun, meine theueren Schwestern, bei diesem feierlichen Anlaß ein Wort insbesondere an Euch, und laßt mich Euch raten: vermisset Euch mit den weißen Leuten nicht — denn von Kain stammen sie, dem Mörder — auf daß Ihr nicht erniedrigt unser Geschlecht, auf daß Ihr bewahrt seine Reinheit. Nur wenn Ihr also handelt — nur dann wird der Negerstamm bleiben als die Kindershaft und das Volk Gottes. Andersfalls werdet Ihr die Ursache sein zu des Negervolkes Entwerthung und Vertilgung. Wahrlich, ich sage euch: auf dem Anlaß des negerfarbigen vom Kainszeichen auch nur eine Spur — und beschimpft ist unser Geschlecht. Meine theuern Schwestern, möge es Euch gefallen, acht zu haben, daß nicht verwischt werden die reinen, die edlen und göttlichen Züge, daß nicht getilgt werde das hehre Bild, welches der Herr Gott Israels eingegraben hat in das Negerantlitz. Theu-

